Berlin, den 2. Juni 1900.

Lex Hompesch.

I. Die Freisinnigen.

Der freie Geist hat das fein ersonnene Spiel der Dunkelmänner zu Schanden gemacht. Das Licht hat die Finsterniß besiegt. Schon schienen schwarze Schatten sich auf Deutschlands Gaue herniederzusenken, schon gab, weil er die Morgenröthe nicht mehr zu schauen hoffte, mancher wackere Streiter den Kampf auf und fast sah es aus, als sollte Wissenschaft, Kunst, freie Forschung und freies Wort von neuen Inquisitoren geknebelt werden. Torquemadas lachende Erben bereiteten den Scheiterhaufen und weideten sich in Gedanken schon an der Qual der Opfer, die bald von lodernden Flammen umzüngelt sein würden. Da erscholl aus den Reihen des freisinnigen Bürgerthumes in Stadt und Land der Weckruf: Auf die Schanzen! Die besten Männer, die im wahrsten Sinn des Wortes Edelsten der Nation, eilten vor die Front. Künstler, Gelehrte und Dichter verließen die Arbeitstuben und Werkstätten und traten freudig in das vorderste Glied der Schaar, die entschlossen war, gegen die Macht der Finsterniß den Kampf aufzunehmen. Die Jesuitenschüler und ihre bethörte protestantische Gefolgschaft war an Kopfzahl stärker. Was aber bedeutet die Zahl gegen den Geist? Die öffentliche Meinung sprach und die Mucker zerstoben wie Spreu vor dem Winde. Afflavit et dissipati sunt. Es waren herrliche Tage und mit Befriedigung blicken wir auf sie zurück. Die Großmuth der Sieger hat dem Feinde die ärgste Demüthigung erspart. Aber die Giftzähne sind dem Ungethüm ausgebrochen

und es wird dem Lande nicht mehr schaden. Freilich: das Zerrbild eines Rechtsbegriffes, das uns dem Gelächter Europas auslieferte und dem dennoch Herr Nieberding seinen Segen gab, prangt nun auf den vorher so sauberen Blättern unseres Strafgesetzbuches. Der Deutsche wird sich daran gewöhnen müssen, daß es, nach dem Spruch eines lichtfeindlichen Konzils, Schriften, Darstellungen und Abbildungen giebt, die „ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen". Die Feder sträubt sich, diese Worte niederzuschreiben. Aber sie werden tote Buchstaben bleiben. Der Paragraph, der sie enthält, wird vielleicht nie zur Anwendung kommen. Nur in den Lehrbüchern wird er fortleben und von den staunenden Nachfahren als ein Monument von unsrer Zeiten Schande betrachtet werden, wenn die unbestrittene Herrschaft des Liberalismus erst sonnenhellere Tage heraufgeführt hat. Und auch vor dem Verbot „öffentlicher Ankündigungen, die dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen", brauchen freie Männer nicht zu zittern. Wer sah in vornehmen bürgerlichen Blättern je solche Ankündigungen? Die Leiter dieser Blätter werden dafür zu sorgen haben, daß in den Anzeigen der Masseusen nie die Worte „ärztlich geprüft", in den Annoncen, die eine ehrbare Annäherung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes ermöglichen sollen, nie die Worte „zwecks späterer Heirath" fehlen. Schlimm genug, daß im zwanzigsten Jahrhundert der Presse, die als stärkste Kulturmacht längst anerkannt ist, Tribulationen dieser Art zugemuthet werden dürfen. Solche Betrachtungen sollen uns aber die Freude an dem unter schweren Opfern erfochtenen Sieg nicht trüben. Die Hauptsache ist: die Aergerniß erregende, gröbliche Verletzung des Schamgefühls durch eine nicht unzüchtige Handlung bei öffentlichen Schaustellungen, Vorträgen und Aufführungen kann nicht bestraft werden; und eben so wenig die öffentliche, geschäftlichen Zwecken dienende Ausstellung der von der Roerensippe stigmatisirten Schriften und Bilder. Diesen Triumph kann Niemand uns rauben. Und ihn dankt Deutschland seinem frei gesinnten Bürgerthum, dankt es den selben Schichten, die das einige Reich und die Grundlagen seines wirthschaftlichen Wohlstandes geschaffen haben. Vor fünf Jahren, als das Gespenst der Umsturzvorlage verscheucht worden war, sprach unser Rudolf Virchow zu Paul Langerhans, dem jetzigen Ehrenbürger der Stadt Berlin, der auch damals gerade ein Jubiläum gefeiert hatte: „Sie haben die große Leistung vollbracht, die plötzlich wie eine große Erweckung über ganz Deutschland ging und den Volksgeist zum ersten Male wieder entzündete, wie lange nicht zuvor; wie ein Blitz ging da plötzlich ein Licht auf über die Tiefe der Situation, in die

wir gekommen sind." So könnte auch heute der Vater der modernen Medizin wieder zu freisinnigen Führern sprechen, wenn auch Magistrat und Stadtverordnete diesmal vorsichtig genug waren, nach mancher üblen Erfahrung von der Absendung einer Petition Abstand zu nehmen. Die Namen Müller-Meiningen und Schrader-Anatolien verdienen einen Ehrenplatz neben dem unseres greisen Langerhans, den, als einen der unentwegtesten Bekämpfer der bismärckischen Mißwirthschaft, selbst der Fürst zu Hohenlohe eben erst zum achtzigsten Geburtstag beglückwünscht hat. Die Schergen der Reaktion haben gesagt, der Liberalismus sei tot. Nun: die Totgesagten pflegen am Längsten zu leben. Wer wollte leugnen, daß der Liberalismus das Volksschutzgesetz, die Umsturzvorlage, das Zuchthausgesetz und die Lex Heinze zu Fall gebracht hat? Wer wagt, zu bestreiten, daß die entschiedene Linke sich als Fels von Erz bewährt hat, an dem die Machenschaften der Finsterlinge beider Konfessionen gescheitert sind? Wohl wissen wir, daß nicht alle Männer, die in diesem schweren Kampf an unserer Seite fochten, schon im strengsten Parteisinn liberal sind, daß sogar die Strafrechtslehrer, deren Erklärung so wuchtig wirkte, nicht sämmtlich freisinnig sind. Im Geiste aber gehören sie Alle zu uns und die Stunde kann nicht mehr fern sein, wo sie auch äußerlich an die Partei Anschluß suchen, die allein den Muth und die Kraft hat, dem Sturmlauf der vereinigten Reaktionäre Widerstand zu leisten. War es nicht ein freisinniger Mann, der Vertrauensmann der freiheitlich gesinnten Bürgerschaft der Reichshauptstadt, der dem bedrohliche Form annehmenden Ausstand der Straßenbahnbediensteten ein Ende machte? Trotzdem die Strikenden die Kündigungfrist nicht eingehalten und sich damit eines Theiles ihrer Rechte begeben hatten, trat der Oberbürgermeister für die Erfüllung ihrer berechtigten Wünsche ein. So wird man den Freisinn immer auf der Seite der Wahrheit, der Freiheit und Gerechtigkeit finden, immer erkennen, daß er die Schwachen zu schützen, die Gewaltthat abzuwehren, das Gemeinwohl über das Sonderinteresse zu stellen vermag. Und die Zeit muß kommen, wo man auch an der maßgebenden Stelle erkennt, daß kein Grund mehr vorliegt, die wichtigsten Verwaltungposten einer rückständigen Gesellschaft zu reserviren, die sich nicht scheut, die hochfliegenden Pläne des Monarchen durch eine Frondeurpolitik zu bekämpfen, und aus Oberpräsidien und Ministerien eine Partei zu verbannen, die an Treue zu Kaiser und Reich sich von keiner anderen überbieten läßt. Bis dieses Ziel aber erreicht ist, gilt es, das Pulver trocken zu halten. Die Nachteulen werden ihren Angriff erneuen und sie sollen uns gerüstet finden. „Sich wehren bringt Ehren": diese Losung hat uns zum

Siege geführt. Und wir wissen, daß dieses Sieges auch Kaiser und Kanzler sich freuen, die Beide ihre Unlustgefühle über die Lex Heinze nicht verborgen haben. Und wir wissen auch, daß wir nicht daran denken, dem Volk die Religion rauben zu wollen, ja, daß wir bessere Christen sind als die klerikalen Volksfeinde, bessere Christen und bessere Patrioten. Wir lassen Jeden nach seiner Fasson selig werden; und nicht von uns hat man je Rufe gehört wie die: Kein Kanitz, keine Kähne! Ohne Lex Heinze keine Flotte! Weit über den zunächst sichtbaren Erfolg hinaus hat der jetzt erstrittene Sieg bleibende Bedeutung. Er ist ein im höchsten Sinne klärendes Ereigniß. Im heiligen Geist einer wahrhaft liberalen Weltanschauung können wir diesmal unseren Lesern den Pfingstgruß entbieten und den Dunkelmännern ins Antlitz rufen: „Die Wissenschaften, die Künste blühn, es ist eine Lust, zu leben!"

II. Das Centrum.

...Wie Vielen mag die Abstimmung unmöglich gemacht worden sein! Ist es doch eine Thatsache, daß Sozialisten und Liberale die Thüren umlagerten und unsere Freunde ihre Ellbogen brauchen mußten, um überhaupt in den Saal zu gelangen. Aber der Versuch, uns mit so erbärmlichen Mitteln einzuschüchtern, ist gründlich fehlgeschlagen und heute können wir rufen: Die Lex Heinze ist tot, es lebe die Lex Hompesch! Wir haben erreicht, was zunächst zu erreichen war. Nie haben wir, die selbst erfahren mußten, wie weh Gewalt thut, daran gedacht, der Roheit der Obstruktionisten mit Roheit zu begegnen. Die Herren haben ihren Willen gehabt und das Centrum hat seine Macht keine Sekunde mißbraucht. Die Gasse wurde gegen uns mobil gemacht, allerlei Förderer der Unzucht traten als „Künstler", „Gelehrte" und „Schützer der Freiheit" auf, und da die Regirung, in deren Geist wir doch arbeiteten, nicht einen Finger rührte, um uns Hilfe zu bringen, schien manchem Kleingläubigen das Spiel schon verloren. Diese Furcht war unbegründet. Aus unseren Reihen ging der Antrag hervor, der zum Gesetz erhoben wurde, und gerade die Bestimmung, gegen die am Lautesten gezetert worden war, blieb bestehen. Ja, Ihr Herren Atheisten und Amoralisten: es wird nach dem Reichsstrafgesetzbuch jetzt doch Dinge geben, die, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen! Damit mögen Eure „Rechtsautoritäten" sich abfinden. Wir begnügen uns einstweilen mit dem Verdienst, die Sittlichkeit der deutschen Jugend vor Anfechtung bewahrt zu haben. Alles Uebrige wird sich finden; wir werden die Waffen nicht niederlegen. Und es wird sich zeigen, wie dumm und gemein das Gerede von einem „Kuhhandel" war,

auf den es das Centrum abgesehen haben sollte. Nur sachliche Erwägungen waren und sind für uns maßgebend. Mag immerhin von einer „Niederlage" geredet, mögen unsere Vorkämpfer in den Koth gezerrt werden: die Leute, die den Parlamentarismus geschändet haben, werden nicht lange jubeln. Schon jetzt zittern sie vor der Möglichkeit, das Centrum könne die Flottenvorlage ablehnen und damit eine Auflösung des Reichstages heraufbeschwören. Wo würden ohne unsere Unterstützung die namhaftesten Schweinereifreunde bei den Wahlen bleiben? Oder wollen die fetten Dividendenliberalen mit den Umsturzmännern einen Herzensbund schließen? Du lieber Himmel! Ja, wo sie im Dreck sich fanden, da verstanden sie sich, nach dem Wort ihres Lieblingspornographen, gleich; sonst aber hats mit der Einigkeit gute Wege. Haben wir nicht erlebt, wie mitten in dem Kampf um das Sittlichkeitgesetz die Verbündeten wegen des Straßenbahnausstandes einander in die Haare geriethen? Der Mannesstolz der Aktionäre bäumte sich gegen die Tyrannei der rothen Garde; und da das Portemonnaie dieser Sippschaft wichtiger ist als jedes sittliche Ideal, da sie außer ihrem Geldschrank nichts Heiliges anerkennen mag, fehlte schon jetzt nicht viel an dem Zerfall der „freiheitlichen" Wacht an der Spree. Herr Kirschner rettete mit einem schwächlichen Kompromißvorschlag die Situation. Auf wie lange? Die Arbeiter werden Rechenschaft dafür fordern, daß ihre Vertreter, um eine Afterkunst zu retten, von der das Proletariat zu seinem Heil nichts hört und sieht, die Interessen der Aermsten unter den Armen preisgaben. Das katholische Volk aber wird nie vergessen, was es den Männern schuldig ist, die in heißer Feldschlacht für seine heiligsten Güter, ohne sich von Schimpf und Spott schrecken zu lassen, die sturmerprobte Centrumsfahne zum Sieg geführt haben.

III. Die Sozialdemokraten.

Es war eine fröhliche Hatz. Und daß unsere Genossen von der ersten Minute bis zum Halali die Führung hatten, ist eine Thatsache, die das klassenbewußte Proletariat mit Stolz erfüllen muß. Hatte nicht ein blaublütiger Prinz warnend gerufen, man solle sich hüten, der vaterlandlosen Rotte den Nimbus einer Kulturpartei zu lassen? Der arme Schächer! Als ob es nicht lange schon feststünde, daß die Kultur, die Wissenschaft und die Kunst nur einen Hort noch hat: die völkerbefreiende Sozialdemokratie! Wir sind stark genug, um uns das Vergnügen gönnen zu dürfen, daß jetzt die vereinigte Pfaffenschaft vom Scheitel und von der Tonsur mit einem Schein von Berechtigung sich rühmen kann, einen Theil ihrer Beute heimgetragen

zu haben. Mag sie sich an dem Popanz eines Rechtsbegriffes ergötzen, der von der Verletzung des Schamgefühles durch eine nicht unzüchtige Handlung faselt. Solchen Spuk fürchten wir nicht. Wir haben für die Freiheit der Kunst und der Wissenschaft gekämpft und gesiegt, die mit uns im Bunde sind, wenn auch von ihren verblendeten Vertretern manche noch der Lockpfeife der Reaktion folgen. Wir sind auch nicht so thörichte Ideologen, daß wir uns im Triumphgefühl etwa über die Elemente täuschten, die sich unserem Sturmlauf angeschlossen haben. Wir wissen, was von den „Liberalen" zu halten ist, die unseren Sieg jetzt als ihren ausposaunen, wissen, daß wir eine einzige reaktionäre Masse uns gegenüber haben. Die Leute, die heute das Maul am Weitesten aufreißen, werden morgen mit den Heinzemännern gemeinsam vor den Machthabern auf dem Bauch rutschen und sich in der Bekundung ihres Hurrapatriotismus nicht genug thun können. Haben sie nicht schon beim Strike der Straßenbahner eine klägliche Rolle gespielt? Da zeigte es sich wieder einmal, daß der liberale Hase im kapitalistischen Pfeffer liegt. Nie hätte die Brutalität der Ausbeuter so schrankenlos wüthen können, wenn die Ausgebeuteten, die leider nur zum geringsten Theil organisirt sind, an der Partei einen Rückhalt gefunden hätten, die immer behauptet, der Freiheit zu dienen, und die sich, sobald sie zu sozialen Problemen Stellung nehmen soll, des Vaters der Spar-Agnes würdig zeigt. Ist nicht auch aus den Reihen dieser Partei das Geschrei nach Strikebrecherschutz zu hören gewesen? Hat die von dieser Sippe fabrizirte öffentliche Meinung nicht entschuldigende Worte für die Straßenbahngesellschaft gefunden, die alljährlich Millionengewinne einsteckt und ihre Lohnsklaven hungern läßt? Weit weisen wir den Gedanken von uns, wir könnten mit Mehrwerthdieben und ihren Soldknechten jemals ein Bündniß schließen. Wir können sie nicht hindern, uns nachzulaufen, unserer Parole zu folgen und auf dem von uns siegreich behaupteten Schlachtfeld herumzumarodiren. Jede Gemeinschaft mit ihnen und ihren wissenschaftlichen „Leuchten" aber lehnen wir ab. Wenn wir die Bourgeoisie nicht einfach verfaulen lassen, wenn wir in ihre Zänkereien überhaupt eingreifen, so geschieht es wahrlich nicht aus Furcht vor der Reaktion. Eine Partei, die mit Bismarck fertig geworden ist, zittert nicht vor den Rheinbaben, Posadowsky und ähnlichen Säkularmenschen. Nein: es geschieht, um unseren Brüdern und den noch Zweifelnden zu zeigen, wo allein noch unsere Kultur in den Tagen des Molochismus, Brotwuchers und Marinismus Schutz und Stütze finden kann, welche Partei einzig die Macht hat, dem zwischen Weihwedel und Säbel geschlossenen lichtfeindlichen Bund die Spitze zu bieten. Und so wenig wir geneigt sind,

uns, als eine Partei der Wissenschaft, Illusionen hinzugeben, so sicher wir sind, daß die Kämpfe sich, heftiger als je, wiederholen werden: einstweilen, glauben wir, wird dem Pfaffengelichter der Buckel von unseren Streichen so brennen, daß die Herren nach neuen Schlägen so bald nicht wieder Lust spüren werden. Deshalb darf das Proletariat sich des Sieges freuen, den es, wie alle früheren Siege, allein und aus eigener Kraft errungen hat, und, während die Scheitel- und Tonsurmänner wehmüthige Choräle plärren, in stolzer Freude sich auf das Weltpfingstfest vorbereiten, das am Tage der endgiltigen Befreiung aus kapitalistischer Frohn von Allen gefeiert werden wird, die im Glauben an die erlösende Kraft der Entwickelung nicht einen Augenblick wankten.

IV. Die Konservativen.

... Uns kann es ja nur willkommen sein, wenn der Parlamentarismus sich selbst widerlegt und es Allen klar wird, daß so nicht weiter regirt werden kann. In dem Kampf selbst hat unsere Partei nicht im Vordertreffen gestanden, sondern sich darauf beschränkt, mit nachdrücklichem Ernst auf die Gefahren hinzuweisen, denen die sittliche Volksgesundheit in den großen Städten — auf dem Lande liegen die Verhältnisse bekanntlich anders — ausgesetzt ist. Im Uebrigen hat gerade sie in mäßigendem Geist versöhnlich zu wirken gesucht und kein Hehl daraus gemacht, daß ihr der Wortlaut der Paragraphen, gegen die von den Rothen aller Schattirungen gehetzt wurde, nicht unanfechtbar erscheint. Und dieses Bemühen ist nicht vergeblich geblieben. Wenn eine Verständigung erreicht worden, wenn es gelungen ist, alles Wesentliche aus der Fassung der Kommission in das Gesetz zu retten, so dürfen wir, ohne uns zu überheben, behaupten, daß uns von dem Ruhm dieses Sieges der christlichen Weltanschauung der größte Theil gebührt. Wir haben, dem Lärm der Gasse zum Trotz, die Staatsautorität vor Flecken bewahrt. Das schien uns um so nöthiger, als gerade neuere Ereignisse wieder bewiesen haben, wie weit die Unbotmäßigkeit der Massen bereits gediehen ist. Wäre es nach dem Wunsch unserer „Freisinnigen" gegangen, dann herrschte noch heute vielleicht in den Straßen der kaiserlichen Residenz der Janhagel, der den Ausstand der Straßenbahnbediensteten zum Vorwand nahm, um zu zeigen, auf wie fruchtbaren Boden die Lehren gefallen sind, die ihm seit Jahrzehnten die verbündeten Demokraten und Juden predigen. Unsere Anschauung hat, mit des Allmächtigen Hilfe, gesiegt. Möge nun auch die Regirung endlich einsehen, wo ihre wahren Freunde, wo die einzig festen Stützen unserer Staats- und Gesellschaftordnung zu finden sind und wie dringend es nöthig ist, mit

allen Mitteln die Schichten wirthschaftlich zu stärken, die allein in bedrohlicher Zeit im Stande sein werden, Thron und Altar gegen Stürme zu sichern.

V. Ein Wilder.

Gott sei Dank, daß die Geschichte endlich vorüber ist! Das Geschwätz und Gelärm war nicht mehr auszuhalten. Und wenn man nun zurückblickt: wie winzig ist das Mäuslein, das die kreißenden Berge geboren haben! Die Herren Schönstedt, Leonrod und die übrigen bundesstaatlichen Justizminister brauchen sich nur hinzusetzen und, ohne daß ein Sterbenswort in die berühmte Oeffentlichkeit sickert, an die Staatsanwaltschaften die Aufforderung zu richten, in der Anwendung der Unzuchtparagraphen künftig recht streng zu sein, — dann erreichen sie mehr, als mit der unverwässerten Lex je zu erreichen war. Das gerade ist ja das Schlimme, daß die Gegner des Rebarbarisirungversuches ihren gerechten Zorn an der falschen Stelle austobten und daß in der Menge Derer, die sich geistig nur von Zeitungfutter nähren, nun der Glaube entstanden ist, Forschung und Kunst seien im Reich der Denker und Dichter frei, weil der Tingeltangelparagraph ganz und der Schaufensterparagraph zur Hälfte beseitigt ist. Dabei sind in der Spreestadt der Intelligenz eben erst zwei Theaterstücke verboten worden, schlicht und behend, von der löblichen Polizei. Und wehe dem Kunsthändler, der wagen wollte, manchen Goya oder Rops ins Fenster zu stellen! Ach nein: die Dinge liegen genau, wie sie vor dem Heinzelärm lagen, und wir werden noch unser blaues Wunder erleben. Trotzdem kann das Geschrei vielleicht ein Bischen nützen. Daß sich schließlich allerlei merkwürdige Leute, um ihre Namen der sensationellen Sache zu verknüpfen, in die Lärmbude drängten und albernes Zeug faselten, ist am Ende kein Unglück. Auch gescheite Leute haben ja geredet und werden sich, wenn sie wieder reden, hoffentlich nicht mehr vom Zeitungstil anstecken lassen. Die liebe Regirung, die sich in dieser Sache ganz auf gewohnter Höhe zeigte und es mit keiner Partei verderben wollte, hat jedenfalls einmal gesehen, daß doch nicht Alles gemacht werden kann, daß manchmal sogar die friedfertigsten, loyalsten Leute sich zusammenrotten und ruhestörenden Lärm verüben. Sehr lehrreich wars, zu beobachten, wie solche Stimmungen entstehen; wenn die Sache noch eine Weile gedauert hätte, dann wäre die Heinzemehrheit für den Kurssturz der Industriepapiere, für den Maifrost und die amerikanische Eisenkonkurrenz verantwortlich gemacht worden. Und weshalb dauerte die Sache nicht noch länger? Weshalb blieb den deutschen Regirungen die bittere Nothwendigkeit eines kontrolirbaren Glaubensbekenntnisses erspart?

Alle Bünde der Erde hätten nichts vermocht und alle Drommeten der öffentlichen Meinung wären echolos verhallt. Aber die Sozialdemokraten nahmen sich der Sache an und ihnen allein ist der Sieg zu danken, — wenn überhaupt von einem Siege geredet werden darf. Sie konnten sagen: Uns kümmert dieses Gezänk nicht; wir lehnen natürlich das ganze unmoderne Gesetz ab, denken aber gar nicht daran, hier zum letzten Nothwehrmittel der Obstruktion zu greifen, das wir in Kämpfen von unendlich höherer Bedeutung, das wir im Kampf gegen Sozialistengesetz und Umsturzvorlage nicht angewandt haben. Wir denken um so weniger an eine Gemeinschaft mit Euch, als Ihr freiheitlich schwadronirenden Bourgeois in der Angst um Euer Klasseninteresse den Arbeitgeberparagraphen, das für uns wichtigste Stück des Bratens, unter den Tisch geworfen habt und wir längst wissen, daß beim Centrum für soziale Bedürfnisse immer noch eher als bei Euch Verständniß zu finden ist. So haben sie nicht gesprochen, sondern vorgezogen, sich als Kulturstützen den Gebildetsten der Nation zu empfehlen. Ob diese Taktik der Theorie vom Klassenkampf entspricht, mögen Gelehrte entscheiden. Sicher ist, daß die Sozialdemokraten den sogenannten Sieg und den kompromißlichen Ausgang herbeigeführt haben. Auf Tod und Leben mochten sie, im Hinblick auf bald vielleicht nöthige Wahlverwandtschaften, sich nicht mit dem Centrum verfeinden; deshalb opferten sie das Prinzip, sträubten sich nicht gegen die Lex Hompesch und ließen den vorher als das Ungeheuerlichste vom Ungeheuerlichen befehdeten Satz von den Schriften und Bildern, die, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzten, ins Gesetz aufnehmen.

Und nun? Nun wird, wie bisher, mit den geltenden Strafgesetzen alles Wünschenswerthe gründlich besorgt werden. Fünf Männer werden „thatsächlich feststellen", daß ein Buch oder Bild das „Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung gröblich verletzt", und werden den Sünder der sühnenden Pön zuführen; das Uebrige wird die Censur und die Ordnungpolizei prompt erledigen. Es ist ja sehr hübsch, daß sechzehn Ordentliche Professoren des Strafrechtes in einer durch Phrasenlosigkeit von dem Brimborium der Volksversammlungjuristen angenehm abstechenden Erklärung davor gewarnt haben, das Vertrauen in die Rechtspflege noch mehr zu erschüttern. Aber warum richtete sich dieser Protest gerade gegen den auf den Namen des Herrn Heinze getauften Gesetzentwurf? Die Rechtslehrer meinten, wenn er angenommen würde, „wären Verurtheilung oder Freisprechung völlig von dem subjektiven Empfinden des Richters abhängig." Das gilt für sehr viele Paragraphen des Strafgesetzbuches, die dennoch unangefochten

bleiben; wäre es anders, dann könnte nicht in den meisten Prozessen nach Schluß der Beweisaufnahme bei den sachkundigsten Hörern ein banger Zweifel über das zu erwartende Urtheil entstehen. „Völlig vom subjektiven Empfinden des Richters abhängig" ist auch die Entscheidung, ob Einer gemordet, einen Meineid geleistet, gestohlen, gepfändet, beleidigt, Unzucht oder Unfug verübt hat; und dieses subjektive Empfinden ist bei Vorsitzenden und Referenten sehr oft schon nach dem Aktenstudium, bevor sie den Angeklagten noch gesehen haben, vorhanden. Daß künftig etwa für ein bestimmtes Verbrechen unter allen Umständen, ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit des Verbrechers, eine bestimmte Strafe verhängt werde, können moderne Kriminalisten doch wohl nicht wünschen; sie würden von Ferri und seiner positiven Schule als Zopfjuristen verhöhnt werden... Wie leichtfertig, mit welchem geringen Aufwand an Witz sind in den langen Monaten des Kampfes doch die schwierigen Probleme erörtert worden, auf die es hier ankommt! Man hat sich begnügt, an der Oberfläche herumzustochern. Und für die politiciens war Alles nur ein Geschäft, die Gelegenheit zu einer Parteiremonte. Aus dem Freisinnslager schallt natürlich das lauteste Gebrüll; die toten Männer hoffen, endlich wieder eine zugkräftige Losung erwischt zu haben. Beim Strike der Schaffner und Fahrer der berliner Straßenbahn war für sie nichts zu fischen. Ihre Kommunalvertreter, die längst schon die Straßenbahn verstadtlicht haben müßten, haben der Gesellschaft durch die Forderung des theuren Akkumulatorenbetriebes das Leben sauer gemacht. Daher die verminderte Dividende, der Lärm in der Generalversammlung, die schlechte Löhnung der Fahrer und Schaffner. Die Aktionäre wollen ihre Millionen doch gut verzinst sehen: plectuntur Achivi. Und als die Bedrückten, die nicht einsehen wollten, daß die gebietenden Kapitalisten das heilige Recht auf den Löwentheil des Gewinnes haben, sich nun zusammmenthaten und mit rühmlichem Muth die schwere Kraftprobe wagten, da heischten die liberalen Männer ihnen zu, sie hätten sich, weil sie ohne Kündigung die Arbeit niederlegten, selbst ins Unrecht gesetzt. Das Mitgefühl des aktienlosen Publikums regte sich und der Wind drehte die Wetterfahne; aber es war zu spät. Die Wagenführer und Schaffner, die sich in der gemeinsamen Aktion zum ersten Male als eine Macht gefühlt hatten, setzten einen Theil ihrer Forderungen durch; doch weder ihnen noch den dem kurzen Kampf Zuschauenden war der Glaube einzubläuen, dieser kleine Erfolg sei dem Liberalismus zu danken, der, wo er in den Kommunen herrscht, selbst oft in den kläglichsten Lohndrückerpraktiken schwelgt. Die armen Leute, die einander nach den Schlachttagen wie Brüder begrüßten, gehören von

nun an den sozialdemokratischen Gewerkschaften. Es ist das Schicksal der Scheinradikalen, von wirklich Radikalen überrannt zu werden. So wird es auch gehen, wenn auf das Maivergnügen der Obstruktion der ernsthafte Kampf folgt, — der Kampf um die Weltanschauung, die allein das Ziel der sittlichen und ästhetischen Erziehung bestimmen kann. In der Streiterschaar von gestern wird dann Mancher fehlen, der, unter schweigender Zustimmung einer hochwohlweisen Regirung, gegen ein paar unbeträchtliche Paragraphen sich zu zetern getraute, dem offiziellen Zwangschristenthum aber fromm seine Reverenz machen wird. Die der Obstruktion Unterlegenen brauchen nicht zu verzagen; sie haben sich im verstopften Parlament anständig benommen und haben die Konsequenz und den Muth ihrer Meinung für sich. Sie können sich auf die Geschichte vom Baum der Erkenntniß, vom Apfel und Sündenfall berufen und Augustinus für sich zeugen lassen, der ein feinerer Kopf war als Schrader, Müller und Langerhans und dennoch vor „sinnlichen Bildern" und vor dem durch Naturerforschung erzeugten Uebermuth die sündige Menschheit eindringlich gewarnt hat. Die Ernüchterung wird nicht ausbleiben und es wird sich zeigen, daß wir nicht am Ende, sondern am Anfang des Kampfes stehen, der entscheiden soll, ob Deutschland eine Renaissance oder eine Gegenreformation zu erwarten hat. Solche Kämpfe sind siegreich nur von im Glauben Einigen durchzuführen. Und wo ist unter den jetzt zur Maienfehde Verbündeten die Einheit der Weltanschauung? Die Herren Stoecker und Roeren, Stumm und Spahn können sich, trotz dem Gegensatz des Bekenntnisses, leicht verständigen. Aber Menzel und Vollmar, Anton von Werner und Sudermann, Mommsen und Singer? Nicht einmal in ihren Kunstanschauungen können sie einig werden. Das wird an Tagen holder Trunkenheit übersehen. Aber süßen Weines voll sein, heißt noch nicht, der pfingstlichen Weihe des Heiligen Geistes theilhaftig werden. Mancher mag sich freuen, daß es gelungen ist, einer zaghaften Reichstagsmehrheit den Willenskanal zu verstopfen. Doch kein Wacher soll sich darüber täuschen, daß die unendlich größere Aufgabe noch zu bewältigen ist: dem neuen Bedürfniß die neue Ethik zu schaffen und zwischen dem kommandirten Bekenntniß und dem vom Interesse gelenkten Empfinden die dunkle, nur dem Heuchlerwandel wohlgefällige Kluft auf deutschem Boden für immer zu schließen.

Amerikanische Universitäten.

Die „Zukunft" hat in den letzten Jahren viel mehr als andere deutsche Zeitschriften ihr Interesse den amerikanischen Zuständen zugewandt und so Verständniß für die Thatsache gezeigt, daß wirkliche Vertrautheit mit den amerikanischen Verhältnissen für den Deutschen von Jahr zu Jahr wichtiger wird. Der Herausgeber hat sich dabei offenbar bemüht, im höchsten Maße Unparteilichkeit walten zu lassen; Optimisten und Pessimisten, Theoretiker und Praktiker, nationale und kosmopolitische, gelehrte und ungelehrte Geister hatten das Wort. Schließlich aber wurde auch Solchen Redefreiheit gewährt, die das Land nicht kennen; mir scheint, daß damit die Unparteilichkeit denn doch zu weit getrieben wird. Gewiß hat es einen literarischen Reiz, einmal einen Mann, der die amerikanischen Verhältnisse nicht, dagegen irgend etwas Anderes, zum Beispiel Gehirnanatomie, sehr gut kennt, über das ihm unbekannte Gebiet plaudern zu hören; es fragt sich aber, ob damit nicht nach anderer Richtung ernste Gefahren verknüpft sind.*)

Zu dieser letzten Gruppe gehörten Professor Forels Beiträge, die unter dem Titel „In Nordamerika" im Februar und März in der „Zukunft" erschienen. Ich erhebe nicht den geringsten Vorwurf gegen Forel, den ich als einen der prächtigsten und erfrischendsten Kollegen verehre. Es ist nicht seine Schuld, daß man heute von Jedem, der einmal den Ozean durchdampft hat, sofort ein paar Essays über die neue Welt zum Besten der alten Welt erwartet. Noch weniger aber ist es seine Schuld, daß seine Sommerfahrt ihm keine Gelegenheit bot, das Land und seine Leute kennen zu lernen. Er hatte wahrlich genug andere Dinge hier zu thun. Forel ist bekanntlich ein Führer auf drei sehr verschiedenen Gebieten; er ist erstens ein bedeutender Gehirnanatom und Psychiater, zweitens der schweizer Führer der Temperenzbewegung und drittens der beste Kenner und bedeutendste Erforscher der

*) Sind solche Gefahren wirklich sichtbar? Und kann Herr Professor Münsterberg mir im Ernst verargen, daß ich einen Mann ersten Ranges — dafür halte ich Forel, seit ich „Gehirn und Seele" kenne — reden ließ, als er den Wunsch äußerte, seine amerikanischen Eindrücke deutschen Lesern mitzutheilen? Der Herausgeber einer Zeitschrift darf sich nicht das Amt eines Bakelschwingers anmaßen; er kann auch nicht die Richtigkeit aller Thatsachen kontroliren und verifiziren, die ein Mitarbeiter anführt. Er muß sich mit einem allgemeinen Vertrauen zu der Persönlichkeit begnügen, der er den Raum zur Verfügung stellt. Und ists denn ein so fürchterliches Unglück, wenn Forel irrige Angaben gemacht hat? Ihnen danken wir ja die Freude, jetzt den lehrreichen Artikel seines Kollegen von der Harvard-University lesen zu dürfen. M. H.

Ameisen. Alle drei Interessen erfüllten seine Amerikafahrt. Er kam zunächst direkt nach Kanada, um einen Temperenzlerkongreß mitzumachen. Dann fuhr er geraden Weges nach Worcester, einer kleinen Stadt, in der ein tüchtiges pädagogisch-psychologisches Seminar besteht, das sein zehnjähriges Stiftungfest feierte und Forel und ein paar andere auswärtige Gelehrte aus dem Spezialgebiet des Seminars nach amerikanischer Sitte zu Festvorträgen eingeladen hatte. Hier hielt er seinen psychiatrischen Vortrag; und nach ein paar Tagen ging es von Worcester direkt im Schnellzug nach Nord-Karolina, dessen Ameisenfauna nun an die Reihe kam. Von dort fuhr er dann nach Washington, Philadelphia und Boston, wo überall wegen der Ferien das wissenschaftliche Leben stockte; nirgends hielt er sich lange auf. Dann trat er die Heimfahrt an. Bei solchem Reiseprogramm außer dem nordkarolinischen Ameisenvölkchen auch noch so nebenbei das Yankeevölkchen zu studiren, geht denn doch wohl kaum an; und wenn Forel trotzdem nun auf Grund seiner Eindrücke über das Geistesleben, über Wissenschaftpflege und Universitäten in den Vereinigten Staaten sich dem Herkommen gemäß auslassen muß, so ist er nicht zu tadeln, weil so ziemlich jeder Satz zufällig den Thatsachen widerspricht. Jeder beliebige Deutsche, der ein paar Postkarten daran wendet, sich einen Stapel Drucksachen von hiesigen Instituten kommen zu lassen, kann sich in Berlin am Schreibtisch sehr viel gründlichere Eindrücke verschaffen, als Jemand, der nach solchem Rezept zur Zeit der Schul- und Universitätferien mit dem Land in Berührung kommt. Man stelle sich nur einmal vor, daß ein Amerikaner, der Europa kennen lernen will, mit dem Schiff nach Schweden fährt, um einen Antialkoholkongreß mitzumachen, von dort ohne Aufenthalt nach einer kleinen österreichischen Stadt reist, um bei einem Seminarstiftungfest einen Vortrag zu halten, von da wieder ohne Aufenthalt nach Rumänien fährt, um die dortigen Ameisen zu studiren, dann geraden Weges vom nächsten Hafen zurück nach New-York eilt und dort nun in einer vielgelesenen Zeitschrift Aufsätze über europäisches Universitätleben veröffentlicht, — auf Grund seiner „Eindrücke."

Nun wird ja täglich so viel Falsches in der Welt gedruckt, daß es sinnlos wäre, überall mit Berichtigungen hinterher zu laufen. Der Fall, der mich hier beschäftigt, gehört aber zu einer besonderen Gruppe. Wer den Deutschen falsche Berichte über das Geistesleben der Amerikaner und den Amerikanern entsprechende Entstellungen des deutschen Lebens auftischt, verletzt nicht nur die historische Wahrheit, gegen deren Verletzung der Zeitungleser abgestumpft ist, sondern er schädigt praktische politische und nationale Interessen, deren kräftige Förderung wir uns angelegen sein lassen sollten. Wie sehr auch jede deutsche Partei im Hader der inneren Politik den anderen Parteien Selbstsucht und Gewinnsucht vorwerfen mag: der Deutsche, der aus

weiterer Entfernung auf sein Vaterland blickt, fühlt doch deutlich, daß in der deutschen Politik die instinktiven Gefühle der Volksseele schließlich die Gestaltung beherrschen und daß ethische und ästhetische Sympathien und Antipathien stärker sind als alle selbstsüchtigen Motive. Es giebt nur ein Volk, für das im höchsten Maße das Selbe gilt: das Volk unter dem Sternenbanner. Das Vorherrschen der Gefühlsimpulse mag beim Amerikaner leicht in schwächliche Sentimentalität und in Hysterie ausarten: aber daß der Amerikaner durchaus von idealistischen Impulsen beherrscht wird, kann Niemand verkennen, der mit dem Lande wirklich tiefere Fühlung gewonnen hat und nicht auf kontinentale Zeitungen angewiesen ist. Die Vereinigten Staaten werden mit Deutschland immer befreundet bleiben, sobald der Durchschnittsamerikaner für den Deutschen ethische Sympathie hat, und keine Fleischbeschau wird da im Wege stehen; und wenn der Deutsche seine Flotte verzehnfachen wollte, so würde der Amerikaner Das ehrlich willkommen heißen, wie er das Starke und Gesunde als Ausdruck des kraftvollen Fortschritts überall willkommen heißt, vorausgesetzt daß er für den deutschen Mann inneren Respekt empfindet. Daß es mit diesem inneren Respekt der beiden Völker für einander nicht gar zu herrlich bestellt ist, weiß man leider recht gut. Auf beiden Seiten ist eine leichte latente Antipathie vorhanden, die sich in den beiden Fällen auf ganz verschiedene Charakterzüge bezieht und nur das Eine gemeinsam hat, daß sie aus Unkenntniß und aus längst unberechtigt gewordenen Vorurtheilen herstammt. In der Zeit des spanischen Krieges drohte die Antipathie, bösartig zu werden; später hat sich Das dann wieder ausgeglichen, aber das Gleichgewicht bleibt vorläufig noch ein labiles, und wer da mitwirkt, diese gehässigen Vorurtheile hier oder drüben fahrlässig zu verstärken, Der stört das praktische Einvernehmen mehr, als irgend eine wirthschaftliche Gesetzgebung es thun könnte. Wer aber daran glaubt, daß Deutschland und die Vereinigten Staaten durch den vollen Einklang ihres innersten Wesens berufen sind, Hand in Hand zu gehen, und daß diesen beiden gesundesten aller Völker die Zukunft gehört, Der wird sich nicht die Mühe verdrießen lassen, die allergröbsten Verzerrungen und Entstellungen auf beiden Seiten ein Wenig zu korrigiren.

Er wird vor Allem die Karikaturen auslöschen, die bestärkend auf jene latenten Vorurtheile einwirken. Wenn hier in Boston oder New-York irgend Jemand behauptet, daß die Deutschen keine Musik haben oder daß es um ihre chemische Industrie schlecht steht oder daß das deutsche Bier nicht zu trinken ist oder daß die deutsche Armee keine Disziplin hat, so ist Das sehr harmlos und gleichgiltig, denn das Publikum weiß es besser. Wenn dagegen im Januarheft des vielgelesenen Cosmopolitan der frühere Generalkonsul in Berlin, Charles de Kay, unter dem Titel „Eindrücke aus Berlin“ erzählt,

daß „der Norddeutsche äußere Formen hat, die weniger als nichts bedeuten, weil sie den falschen Eindruck wirklicher Bildung machen, während darunter nur Pöbelhaftigkeit steckt", oder daß „die berliner Bevölkerung auf den Straßen einen niedrigen, gemeinen Eindruck macht, gemein nicht nur in Kleidung und Ausdruck, sondern in ihrer ganzen Natur, mit allen Zeichen einer Bevölkerung, die lange geknechtet wurde", oder daß „selten Jemand auf der Straße den Hut zieht, wenn der Kaiser vorbeireitet"; oder wenn in einem anderen Magazin neulich erzählt wurde, daß die Deutschen mit Vorliebe dunkle Wollhemden tragen, die sie nie waschen, sondern nur einmal wöchentlich ausklopfen; oder wenn in einem ernsthaften Journal gesagt wird, daß die deutsche Frauenbildung um mehr als ein Jahrhundert hinter Amerika zurücksteht und in den Ehen die deutsche Frau wie ein Dienstbote behandelt wird; oder wenn ein amerikanischer Parisschwärmer verkündet, in ganz Berlin existire kein Gemälde von künstlerischem Werth, — ja, in solchen Fällen liegt es anders. Solche „Eindrücke" von Augenzeugen schaden wirklich, weil ihnen das Vorurtheil weit entgegenkommt. Daß der Deutsche knechtisch und geknechtet, roh und unsauber und innerlich ideallos ist: Das ist eben Dogma der Masse; und bis solche Vorurtheile langsam verschwunden sind, ist die Verbreitung nicht nur, sondern auch die Duldung solcher Artikel ein schwerer Fehler. Es ist mir seit Jahren so zur Gewohnheit geworden, hier im Lande mit Wort und Schrift den Verleumdern des Deutschthumes rücksichtlos entgegenzutreten, daß ich es geradezu als Pflicht empfinde, zuweilen im deutschen Vorurtheilsgebiet das Selbe zu thun. Und auch da wieder wird es keinen Menschen stören, wenn ein Amerikareisender nach Hause kommt und berichtet, daß die Verkehrsmittel in Amerika primitiv sind, die Industrie schwächlich, die öffentliche Wohlthätigkeit mangelhaft und daß die Verbreitung von Zeitungen geringer ist als in Deutschland. Er würde keine Gläubigen finden. Wenn aber Jemand fabulirt, daß die Rechtspflege hier unsicher sei, daß der Amerikaner kein Verständniß für Kunst und Wissenschaft habe oder daß der Privatmann von Dollarsucht und Heuchelei erfüllt sei, dann wird es Zeit, solchem fahrlässigen Mißbrauch der Unkenntniß entgegenzutreten, denn in solchen Richtungen bewegen sich bekanntlich die Vorurtheile. Dabei muß dann allerdings auch noch immer zwischen Berichten und Beurtheilungen unterschieden werden. Der Mann, der hier berichtet, daß ganz Berlin kein anständiges Bild besitzt, drängt dem Leser nur ein ungerechtes Urtheil auf; wenn er aber erzählt hätte, daß in der Nationalgalerie nur Oelfarbendruckbilder und Photographien hängen, so würde Das doch schon wieder in eine andere Kategorie gehören. Gerade von dieser Art aber ist Forels Reisebericht; der deutsche Forscher glaubt, Oelfarbendrucke gesehen zu haben, wo die Sachkenner Oelbilder finden.

Ich beschränke mich in meinen Betrachtungen heute auf Das, was

Forel über die amerikanischen Hochschulen sagt, und ich benutze gern die Gelegenheit, hier und da über die unmittelbare Aufgabe der Berichtigung hinauszugehen, weil ich weiß, daß gerade auf diesem Gebiet die Unkenntniß der Verhältnisse verblüffend ist. Ich gehe daher hier gar nicht auf die kulturhistorisch interessante Frage ein, ob wir überhaupt ein Recht haben, das intellektuelle Leben der beiden Nationen dadurch zu vergleichen, daß wir die Universitäten allein in Betracht ziehen. Der Amerikaner könnte behaupten: selbst wenn seine Universitäten irgendwie hinter den deutschen zurückständen, so besitze sein Volksleben dafür andere Faktoren geistiger Kultur, die in Deutschland viel schwächer entwickelt sind, und die Gesammtleistung sei deshalb doch gleichwerthig. Er würde darauf hinweisen, daß die höhere Bildung der amerikanischen Frau mehr zur Hebung des geistigen Niveaus beiträgt, als es irgend eine Verbesserung der Männeruniversitäten vermöchte, und daß die amerikanische Bibliothek als Erziehungmittel sich zur deutschen Bibliothek wie ein Schnellzug zur Postkutsche verhält. Mit amerikanischem Bibliothekwesen und amerikanischen Mädchencolleges würde die Nation also vielleicht den Bildungvergleich auch dann aushalten können, wenn die Universitäten wirklich so wären, wie Forel sie sieht.

Er leitet seine Betrachtungen mit den folgenden Sätzen ein: „Bekanntlich sind die amerikanischen Hochschulen privater Natur und den Dotationen reicher Bürger zu danken. Daher sind sie auch höchst ungleichwerthig. Manche waren sogar früher auf Schwindel hin gegründet... Diese Institute sind echt amerikanisch und illustriren so recht den amerikanischen Geist. Ihr Zweck ist vornehmlich ein praktischer. Der Amerikaner will rasch Thatsachen und Erfolge sehen. Für Theorie und reine Wissenschaft fehlt ihm noch der Sinn so ziemlich durchgehend... Er hat noch keine Zeit gehabt, einzusehen, daß die Wissenschaft eine Schöne ist, die für sich selbst geliebt und gepflegt sein will, und daß ihre Unterordnung unter materielle praktische Ziele eine Herabwürdigung, ja, eine Prostitution bedeutet. Das begreift ein heutiges Yankeegehirn noch nicht oder nur ausnahmweise." Da muß ich zunächst einmal fragen, was Forel eigentlich unter amerikanischen Hochschulen versteht. Wer die Verhältnisse eines Landes kennt, kann sich ja nur schwer vorher zurechtkonstruiren, wie weit das Mißverständniß eines Fremden gehen mag. So las ich gerade heute in einer der besten amerikanischen Zeitungen ein Feuilleton über deutsches Studentenleben, aus Jena datirt, von einem jungen Mann, der offenbar schon lange deutsche Universitäten besucht und der nun berichtet, daß der deutsche Student am Ende seiner Universitätstudien das Staatsexamen macht, um nur ein Jahr, statt zweier, in der Armee dienen zu müssen. Ich muß also die verschiedensten Möglichkeiten in Erwägung ziehen. So ist es denkbar, daß Forel sich das Wort high school mit Hochschule übersetzte,

und in diesem Fall hätte seine Charakterisirung manches Richtige. In der That wird auf den high schools keine höhere wissenschaftliche Forschung betrieben. High schools nennt der Amerikaner im Gegensatz zur grammar school diejenige Schule, die sich im öffentlichen Volksschulsystem an die Elementarschule anschließt; sie hat einen vierjährigen Kursus und umfaßt hier im Osten des Landes etwa das Gebiet, das der Quarta, Tertia und Untersekunda eines deutschen Gymnasiums entspricht; andere high schools entsprechen etwa der deutschen Bürgerschule und in den weniger entwickelten Theilen des Landes ist das Niveau Dessen, der die high school durchgemacht hat, sicher nicht höher als das eines deutschen Tertianers. Ich vermuthe aber, daß der Irrthum, in den Forel verfiel, doch ein anderer, prinzipiell freilich ähnlicher, war. Er wird wahrscheinlich nicht high school mit Hochschule, wohl aber University mit Universität übersetzt und geglaubt haben, wenn ihm Jemand vielleicht Etwas über Ohio University berichtet, so beziehe sich Das auf die amerikanischen Universitäten. Die Sache liegt aber anders. University kann nach amerikanischem Sprachgebrauch jedes Unterrichtsinstitut genannt werden, das über dem Niveau der high school steht. Da, wie gesagt, die high schools etwa einer deutschen Tertia und Untersekunda entsprechen, so würde ein Institut, das die Schüler, die aus der high school kommen, für drei oder vier Jahre aufnimmt, um ihnen etwa Primanerbildung zu geben, sich getrost University nennen dürfen, während die höchsten Institute, die den besten deutschen Universitäten vollkommen gleichwerthig sind, ebenfalls zur University-Kategorie gehören. Viele Institute der ersten Art nennen sich Colleges; auf der anderen Seite macht sich eine gewisse Tendenz bemerkbar, den Namen University mit Vorliebe auf die Institute anzuwenden, die außer dem College auch noch die vier höheren Fakultäten umfassen. Aber so lange eine große Zahl der winzigsten und unbedeutendsten Colleges sich University nennen, ist die Differenzirung der Bezeichnung aussichtlos. Wer nur für ein paar Ferienwochen sich das Land ansieht und seine Informationen auf den Bädeker beschränkt, mag dadurch ja zunächst recht konfus werden und er mag sich wohl nach der bequemen Einheitlichkeit der deutschen Eintheilung in Realschule, Gymnasium und Universität zurücksehnen; aber wenigstens sollte ihn die Thatsache, daß Deutschland nur zwanzig Universitäten hat, während in Amerika etwa fünfhundert Institute das Anrecht auf die University-Kategorie haben, von vorn herein darüber aufklären, daß es sich nicht um vergleichbare Dinge handelt. Der Reisende sollte außerdem aber Zweierlei bedenken. Erstens, daß eine Bezeichnung nicht als Wegweiser für Ausländer berechnet und daher unbedenklich ist, sofern nur Niemand im Lande selbst über den Sinn der Bezeichnung unklar ist. Ein Fremder mag ja verwirrt werden, wenn er sieht, wie ganz verschiedenartige Dinge sich in Deutschland

als Akademie bezeichnen; die berliner Akademie der Wissenschaften fühlt sich aber wohl kaum durch die Existenz der Singakademie oder Schneiderakademie herabgesetzt. Hier in Boston, der geistig führenden Stadt des Landes, wirkt die Harvard-Universität, die älteste, größte und bedeutendste Hochschule der Vereinigten Staaten; und doch hat es noch keinen Menschen gestört, daß in der selben Stadt ein kleines Institutchen für Knaben und Mädchen existirt, das sich Boston University nennt. Der Fremde sollte aber zweitens bedenken, daß solche Benennungsgebräuche meist tiefere Ursachen haben und daher nicht einfach beseitigt werden können. Da alle Unterrichtsangelegenheiten Sache der sechsundvierzig Staaten und nicht der Vereinigten Staaten sind und da diese Staaten Kulturunterschiede aufweisen, die größer als die zwischen Preußen und Korsika sind, so wäre es widersinnig, einen einheitlichen Maßstab anzulegen; eine schablonenhafte Gleichförmigkeit ließe sich innerhalb eines einzelnen Staates durchführen, nicht aber, wenn sechsundvierzig Legislaturen mitsprechen, deren Kulturniveau so sehr verschieden hoch liegt. Es hat sich daher als der einzige unter diesen Umständen geeignete Ausweg der erwiesen, auf äußere Gleichförmigkeit vollkommen zu verzichten und die Unterrichtsinstitute individuell zu behandeln; jedes Institut hat seinen Namen; und nur dieser Name, nicht aber der Zusatz University, entscheidet, mit welcher Klasse von Lehranstalt man es zu thun hat. Kein Amerikaner würde davon sprechen, daß er vier Jahre auf der Universität war; denn, wenn er nicht zufügt, auf welcher Universität, weiß Niemand, ob er die Bildung eines Primaners oder die eines philosophischen Doktors erworben hat. So wird es möglich, daß jene fünfhundert Institute eine ganz langsam abgleitende Skala darstellen, bei der vielleicht nicht zwei Institute auf genau gleicher Stufe stehen; nur dadurch kann sich das höhere Unterrichtswesen stetig und segensreich dem Bildungniveau jeglichen Landestheiles anpassen und stetig mit dem Lande wachsen. So ist es auch mit den höchsten Instituten gegangen, die vor fünfundzwanzig Jahren unendlich weit hinter deutschen Universitäten zurückstanden und durch das System der gleitenden Skala im Stande waren, ihre heutige Höhe ohne jeden plötzlichen Sprung, nur durch stetiges Heben der Aufnahmebedingungen, der Dozenten und Lehrmittel zu erreichen. Selbst die zwölf höchsten Institute, die wir im deutschen Sinn des Wortes Universitäten nennen können und die sich kürzlich unter dem Vorsitz von Eliot, dem genialen Präsidenten der Harvard-Universität, zu einem Universitätenverband vereinigt haben, um gewisse administrative Fragen einheitlich zu behandeln, selbst sie repräsentiren sehr ungleiche Stufen in dieser Skala, und zwar nicht nur in dem Sinne, in dem die Universitäten von Berlin und Leipzig über denen von Greifswald und Rostock stehen, sondern in dem Sinn, daß die Aufnahmebedingungen ungleich und nicht bei allen Universitäten alle Fakultäten

vertreten sind. Dabei zeigt sich — und Das weist auf den historischen Zusammenhang mit dem alten College hin — die entschiedene Tendenz, Das, was wir in Deutschland die philosophische Fakultät nennen, als die eigentliche Substanz der Universität zu betrachten. Ein Institut wie Princeton, das nur philosophische und theologische Fakultäten außer dem vorbereitenden College besitzt, wird rückhaltlos als Universität im höheren Sinne anerkannt, während eine Kombination von medizinischer, juristischer und theologischer Fakultät niemals eine Universität in diesem Sinn darstellen würde. Jene zwölf leitenden Institute sind Harvard in Boston (oder Cambridge, einer Vorstadt Bostons, die sich zu Boston wie Charlottenburg zu Berlin verhält), Johns Hopkins in Baltimore, Yale in New-Haven, Columbia in New-York, Cornell in Ithaka, University of Chicago in Chicago, Leland Stanford in San Francisco, University of California in Berkeley, Princeton in Princeton, University of Michigan in Ann Arbor, University of Wisconsin in Madison und University of Pensylvania. „Clark-University" in Worcester, wo Forel seinen Vortrag hielt, ist durchaus keine Universität, sondern ein Seminar für Psychologie und verwandte Gebiete mit fünf Docenten und zwanzig Studenten, während z. B. Harvard 448 Dozenten und 4091 Studenten hat. Das schließt nun aber nicht aus, daß, wie einige dieser führenden Institute in einigen Richtungen sehr unentwickelt sind, nun wieder andere, im Ganzen niedrigere Anstalten auf einigen Gebieten sehr Vortreffliches leisten und hervorragende Lehrkräfte haben. Unordnung kann aus Alledem nicht erwachsen; denn erstens können diese Institute wohl Titel verleihen, aber keine staatlichen Anstellungen sichern, so daß, wenn eine Stadt einen Lehrer anstellt oder ein Staat einen Arzt oder Rechtsanwalt zuläßt, es in erster Linie darauf ankommt, von welchem Institut er seine Titel hat; Jemand, der in Nebraska zugelassen wird, kann deshalb noch nicht in Massachussets ankommen. Zweitens ist der Austausch zwischen den einzelnen Anstalten systematisch geregelt. Kommt Jemand, der vier Jahre lang ein College durchgemacht oder eine der auf Collegeniveau stehenden Universitäten absolvirt und als Ergebniß der vierjährigen Arbeit den Titel Bachelor erhalten hat, nun hierher nach Harvard, um sich für den philosophischen Doktor vorzubereiten, so würde Alles davon abhängen, von welchem Institut er kommt. Bringt er den Bachelor zum Beispiel von Columbia-College, so braucht er noch drei Jahre in der Graduate School (Philosophischen Fakultät), ehe er zum Doktor zugelassen wird; hätte er dagegen Amherst College absolvirt, so würde er noch vier Jahre nöthig haben; und hätte er seine Studien vier Jahre lang auf der kleinen Ohio-University oder hundert anderen ähnlichen Universitäten absolvirt, so würde er trotz dem Bachelortitel noch fünf Jahre in Harvard brauchen, ehe er zum Doktor zugelassen wird, zwei Jahr im Harvard-College und drei

Jahre in der Graduate School.“ Bequemer ist es in diesem Fall freilich, dann einfach eine deutsche Universität zu beziehen, wo man aus Unkenntniß über die wahre Sachlage den Studenten, der eine amerikanische University durchgemacht hat, nach zwei Jahren, manchmal auch nach einem Jahr, zum Doktorexamen zuläßt und ihm so den Titel wenigstens zwei Jahre früher giebt, als er ihn vielleicht in Harvard erlangen könnte. Das Resultat ist, daß die Deutschen über die schlechten amerikanischen Universitäten, statt über ihre Unkenntniß der Verhältnisse, spotten und daß hier im Lande der deutsche Doktor immer mehr im Ansehen herabsinkt.

Wer sich diese dem schnellen und stetigen Fortschritt des ganzen Landes aufs Beste angepaßten Verhältnisse erst einmal klar gemacht hat, wird besser verstehen, welche Tragweite Forels Betrachtungen zukommt. Wenn er sagt, daß manche von den amerikanischen Hochschulen auf Schwindel hin gegründet wurden und geschlossen werden mußten, während andere aus Blutarmuth starben, so hätte er eben hinzufügen müssen, daß sich Das natürlich nicht auf Universitäten beziehen kann, sondern auf Schulen. Daß hier und da, im Westen besonders, zu viele kleine Privatschulen gegründet wurden, die dann vielleicht wegen Mangels an Schülern eingingen, mag schon sein. Das hat aber doch wahrlich nichts mit dem Universitätwesen des Landes zu thun. Daß solche Schulen auf Schwindel basirt wurden, habe ich übrigens nie gehört; es hätte da nur noch der Hinweis auf die käuflichen „Dr. Philadelphiae-Diplome“ gefehlt, die auf deutsche Eitelkeit spekulirende Betrügerei eines mit keiner Universität verbundenen Privatgauners, der dafür ins Zuchthaus kam. Daß unter den fünfhundert Colleges die schwächsten eingehen und zusammenfließen, ist für die Hebung des Unterrichtswesens nur wünschenswerth. Ich will nun in den folgenden Betrachtungen von diesen vielen hundert Mittelschulen, die kein denkender Amerikaner mit deutschen Universitäten vergleichen wird, gänzlich absehen und nur von den Instituten sprechen, die den Anspruch erheben, Universitäten im deutschen Sinne des Wortes zu sein.

Forel sagt, daß sie, echt amerikanisch, nur den praktischen Zielen zustreben. Da wäre zu fragen, ob sich Das auf die Studenten oder auf die Dozenten bezieht. Was nun zunächst die Studenten betrifft, so hätte ich nur gewünscht, daß Forel ein paar Wochen später gekommen wäre, als die Ferien vorüber waren. Er hätte dann sicher den kleinen Abstecher von Worcester nach Boston nicht gescheut und ich hätte mich mit Vergnügen für die Liebenswürdigkeit revanchirt, mit der mich Forel vor ein paar Jahren in seinem züricher Institut herumführte und in seinen Hörsaal mitnahm. Ich hätte ihn in mein Psychologiekolleg mitgenommen, das ich dreimal wöchentlich halte, und er hätte da dreihundertundfünfzig junge Leute im Alter von neunzehn bis vierundzwanzig Jahren angetroffen und sich doch vielleicht gefragt,

welches praktische Interesse so viele Studenten veranlassen kann, sich einem so rein theoretischen Fragenkreis, wie es die Psychologie ist, zuzuwenden. Ich hätte ihn ferner in mein Kolleg für Vorgeschrittene mitgenommen und er würde gesehen haben, daß, während in Deutschland das Psychologiestudium im Vorlesungsaal überall auf ein elementares Kolleg beschränkt ist, sich hier noch achtzig Studenten finden, die nach Erledigung jenes großen Kollegs noch weiter in die Psychologie eindringen. Und dann wäre er vielleicht in mein Seminar gekommen, wo über zwanzig der älteren Studenten sich mit selbständigen Untersuchungen über die philosophischen Probleme der Psychologie befassen, oder in das psychologische Laboratorium, wo achtzehn Herren mit selbständigen psychologischen Experimentalarbeiten beschäftigt sind. Und gerade so oder ähnlich sieht es in den meisten anderen Fächern aus. Die Statistik zeigt, daß der Kollegienbesuch in den praktischen Naturwissenschaften hier in Harvard weit hinter den humanistischen Disziplinen zurücksteht. Von einer stärkeren Betonung des praktischen Elementes innerhalb der einzelnen Disziplinen ist nirgends die Rede. Der beste Maßstab ist vielleicht das Maß theoretischer Kenntnisse, die zum Doktorexamen verlangt werden. Es unterliegt bei mir keinem Zweifel, daß der Doktor hier in Harvard höher steht als an irgend einer deutschen Universität; er entspricht einem Mittelding zwischen deutschem Doktor- und Habilitationexamen, ersetzt zum Theil auch das deutsche Staatsexamen. Ich muß mit Beschämung gestehen, daß ich meinen philosophischen Doktor in Leipzig summa cum laude mit einem Maß von Fachkenntnissen machte, auf die hin wir hier in Harvard keinen Studenten durchkommen lassen würden. Zufällig bin ich gerade jetzt Vorsitzender einer Kommission, die sich mit der Reform der hiesigen Doktoratsvorschriften zu befassen hat; ich habe daher die beste Gelegenheit, vergleichende Studien anzustellen, und höre dabei fortwährend von den Kollegen den Wunsch, nur ja nichts zu thun, was den Harvard-Doktor auf das Niveau des deutschen Doktors herabdrücken könnte.

Ich vermuthe aber, daß Forel mehr an die Dozenten als an die Studenten dachte, als er davon sprach, daß rein theoretischer Wissenschaftbetrieb noch in kein Yankeegehirn hineingehe. Nun sind diese Dinge ja sehr schwer zu bemessen und nur vollste Sachkenntniß giebt dem Urtheil irgend welchen Werth. Wie ich mit Vorliebe hier auf Harvard exemplifizire, weil ich da eben die Verhältnisse am Besten kenne, obgleich ich mehr als fünfzig universities im Lande besucht habe, so gehe ich vielleicht ouch am Besten von meinem Spezialfach, der Psychologie und Philosophie, aus. Daß bei historischem Rückblick Deutschland in diesen Fächern alle übrigen Länder überragt, ist ja selbstverständlich; aber es fragt sich ja nicht, was Kant und Hegel geleistet haben, sondern, was heute geleistet wird; und da scheint es mir un-

zweifelhaft, daß ein unparteiischer Berichterstatter die Leistungen der amerikanischen Gelehrten sehr wohl mit den deutschen vergleichen kann. Dem deutschen Publikum sind die Namen von Wundt und Paulsen, Windelband und Eucken, Stumpf und Lipps sicher geläufiger als die Namen von James und Royce in Harvard, von Ladd in Yale, von Baldwin in Princeton, von Stanley Hall in Clark, von Dewey in Chicago, von Cattell in Columbia und so weiter; das amerikanische Publikum kennt natürlich die hiesigen Namen besser. Das also ist kein Beweis. Daß aber die fachmännischen Leistungen der hiesigen Kollegen so wesentlich unbedeutender seien, kann ich nicht zugeben. Daß kein Helmholtz unter ihnen ist, weiß ich; die Helmholtze sind jetzt aber auch in Deutschland wohl recht rar. Die psychologischen Laboratorien sind hier weitaus fleißiger als die deutschen und im Durchschnitt unvergleichlich besser entwickelt; die drei Fachzeitschriften, die Psychologial Review, Philosophical Review und American Journal of Psychology, sind den entsprechenden deutschen Fachzeitschriften durchaus gleichwerthig. Royces neuestes Buch „Die Welt und das Individuum" scheint mir das beste philosophische Buch der letzten Jahre zu sein. Ich bin bei diesem Beispiel ins Detail gegangen, um nicht genöthigt zu sein, solche Frage, wie es gewöhnlich geschieht, nur mit Allgemeinheiten zu erledigen. Ich kann nicht beurtheilen, ob in anderen Disziplinen der fachmännische Vergleich eben so günstig ausfallen würde; die deutschen Fachmänner sind dabei nicht immer die besten Richter, selbst wenn sie sich bemühen, ganz unparteiisch zu sein; sie kennen einfach die amerikanische Literatur nicht. Es ist ganz lächerlich, in wie wenigen Exemplaren amerikanische Zeitschriften und Werke über den Ozean gehen; und immer wieder höre ich die Klage, daß deutsche Forscher Arbeiten veröffentlichen, die sie nicht gedruckt haben würden, wenn sie die einschlägigen Arbeiten der Amerikaner gekannt hätten. Das ist eine leicht erklärbare Nachwirkung früherer Zeiten, wo die wissenschaftliche Forschung hier wirklich noch in den Kinderschuhen steckte; jetzt ist es aber einfach unverzeihlich. Auch ohne Fachmann zu sein, weiß ich, daß auf einigen Gebieten die Forschung hier noch sehr spärlich gedeiht; in anderen Gebieten ist mir nicht nur von Amerikanern, sondern auch von deutschen Forschern gesagt worden, daß die amerikanischen Arbeiten zu den besten gehören und hier und da Deutschland zu überflügeln drohen. Am Wenigsten entwickelt scheint mir die rein theoretische Medizin und Chemie, also gerade diejenigen Gebiete, von denen die Praxis am Unmittelbarsten Früchte ernten kann. In der Medizin steht übrigens Harvard hinter Johns Hopkins in Baltimore zurück. Gerade die tüchtigsten medizinischen Forscher, wie zum Beispiel Weir Mitchell, sind überhaupt nicht Universitätleute. Dagegen sagte mir erst vor wenigen Tagen Sir Charles Tupper, der berühmte Führer der Konservativen in Kanada, daß die juristische Fakultät von Harvard jetzt allgemein

als die bedeutendste Juristenfakultät der Welt betrachtet werde. Wie weit die Sachkenntniß dabei über das englisch-amerikanische Sprachgebiet hinausgeht, vermag ich nicht zu beurtheilen.

Ich gehe zu einem anderen Vorwurf Forels über. Er sagt, daß die amerikanischen Hochschulen privater Natur sind; ihre Abhängigkeit von den Spenden und auch von den Launen ihrer Stifter sei „eine böse Seite des Systems." Das klingt ja sehr gruselig; und Mancher mag Mitleid mit den Professoren empfinden, die da von den Launen der Geheimen Kommerzienräthe Harvard und Yale abhängig sind, — offenbar zwei reichen bostoner oder new-yorker Bankiers, die sich so zum Vergnügen eine Privatuniversität halten und uns mit ihren Launen chikaniren. Thatsächlich aber starb der Herr Harvard im Jahre 1635 und in den zweihundertundsiebenzig Lebensjahren konnte sich seine Schöpfung aus einer Vorschule für Prediger zu einer der größten Universitäten mit über viertausend Studenten nur dadurch entwickeln, daß sie eine Regirungform besitzt, auf der ein solches „privates" Institut unendlich fester ruht als auf dem schwankenden Boden staatlicher Politik. Yale wurde 1701, Princeton 1747 gegründet. Harvard wird von zwei Körperschaften verwaltet. Die erste ist die „Korporation", zu der außer dem Präsidenten der Universität noch sechs auf Lebenszeit gewählte Männer gehören; dieser Board ergänzt sich selbst und wählbar ist Jeder, der vier Jahre auf der Harvard-Universität war. Zu diesem Board zu gehören, gilt als eine der höchsten Ehrenstellen im Lande. Der zweite Board besteht aus dreißig Männern, von denen jährlich je sechs auf fünf Jahre gewählt werden; Wähler sind sämmtliche frühere Studenten der Universität. Keine Verwaltungmaßregel oder Anstellung und Entlassung kann ohne das Zusammenwirken dieser beiden Behörden erfolgen, in denen so ziemlich die hervorragendsten Männer des Staates sitzen. Daß damit eine Sicherheit und Stetigkeit der Entwickelung garantirt wird, wie sie in einer Republik kein „staatliches" Institut haben kann, ist klar. Nun sind ja freilich mehrere der anderen führenden Universitäten in der That jungen Datums und ihre Entwickelung war, besonders in Chicago und Leland Stanford, von den Millionenschenkungen von Privatmännern abhängig; mir ist aber kein Fall bekannt, wo das Geld dem Geber irgend einen Einfluß auf das innere Leben der Universität, etwa auf Anstellungen und Aehnliches, gestattete; kein Universitätpräsident würde solche Einmischung erlauben. Ueberall sind Vertrauensbehörden die administrativen Leiter und überall würde die Einmischung der parteipolitischen Behörden als eine Schädigung empfunden werden.

Ich gehe nur noch auf einen Punkt der Abhandlung Forels ein: das Verhältniß der amerikanischen Wissenschaft zur deutschen. Forel sagt ganz richtig, daß der amerikanische Gelehrte meist deutsch spricht und daß die deutsche

Wissenschaft großen Einfluß auf das Geistesleben der Amerikaner ausgeübt hat. In der That ist, während die äußere Form der Universitäten zunächst aus England herüberkam und sich erst in den letzten fünfundzwanzig Jahren, seit der Importation des deutschen Doktortitels, an das deutsche Muster anlehnte, der Geist der Universitäten schon seit fünfzig Jahren durch Männer bestimmt worden, die in Deutschland studirt und Enthusiasmus für deutsche Wissenschaft herübergebracht haben. Langsam aber haben sich die Verhältnisse verschoben; und wenn Forel hinzufügt, daß der Amerikaner einen „unbegrenzten inneren Respekt vor dem deutschen Gelehrten" habe, so trifft Das leider heute nicht mehr zu. Der Amerikaner, der die amerikanische Wissenschaft schnell bergan steigen sieht, mag dadurch vielleicht fälschlich zu dem Glauben gebracht werden, daß die deutsche Wissenschaft ein Bischen bergab geht. Das mag ja nur eine optische Illusion sein, aber er steht unter ihrem Einfluß. Man glaubt, daß die deutsche Wissenschaft auf dem Wege sei, kleinlich zu werden, und daß es an großen Gesichtspunkten fehle. Vor Allem aber ist man mit den Universitätmethoden unzufrieden und die Zahl der Studenten, die nach ein paar Studienjahren tief enttäuscht aus Deutschland zurückkehren, wächst auffallend; überall hört man den Rath, die eigentlichen Studien im Lande zu absolviren. Solche geistige Umwandelungen erfolgen hier oft überraschend schnell. Vor fünf Jahren sagte ich in einer kleinen Studie, es sei auffallend, daß die Amerikaner fast nur englische und nicht amerikanische Romane lesen. Das hat sich seitdem vollkommen umgekehrt; in den letzten Jahren hat hier kein einziger englischer Roman eine Auflage von hunderttausend Exemplaren erlebt, dagegen haben vier oder fünf amerikanische Romane sich bis ins dritte Hunderttausend gehoben. In ähnlicher Weise verändert sich das Verhältniß zur deutschen Gelehrsamkeit; man schätzt sie auch heute noch hoch, aber der unbegrenzte innere Respekt, der Glaube an ihre Superiorität ist verloren gegangen. An den deutschen Universitäten schätzt man die Laboratorien und manche Seminarien haben einen guten Ruf; die Vorlesungen aber gelten als zu elementar und oberflächlich. Immer wieder habe ich jungen Leuten die Frage zu beantworten, welche Rathschläge ich ihnen für eine Studienzeit in Deutschland geben könne. In früheren Jahren habe ich ihnen oft gerathen, mehrere Semester hindurch ernsthafte Studien unter bestimmten Professoren an bestimmten Plätzen zu machen. Nachdem ich aber die Verhältnisse gründlicher kennen gelernt und die Resultate beobachtet habe, mußte ich meine Rathschläge prinzipiell verändern. Von einzelnen Fächern abgesehen, rathe ich den jungen Leuten jetzt stets, ihre eigentlichen Fachstudien an den führenden Universitäten Amerikas zu betreiben und erst nach der Hauptarbeit, wenn möglich auch erst nach dem Doktorexamen, für ein Jahr deutsche Universitäten zu besuchen, nicht, um zu arbeiten, son-

dern, um in der Atmosphäre deutscher Hochschulen und deutscher Kultur zu leben; ich empfehle ihnen daher meist für den Winter Berlin, Leipzig oder München, für den Sommer Bonn, Jena, Freiburg oder Heidelberg. Wer so, um Anregungen zu suchen, hinausgeht, kommt als Freund Deutschlands heim; wer zu Studien auszog, kommt meist mit einer Enttäuschung zurück, die sich bald in gehässige, die politische Stimmung verderbende Urtheile umsetzt.

Geradezu falsch aber ist es, wenn Forel den Eindruck erweckt, daß es Deutsche selbst sind, die hier die Wissenschaft neugestaltet und ausgebildet haben. Die Zahl der Deutschen an den amerikanischen Universitäten ist eine verschwindend kleine. Hier in Harvard sind Deutsche in der Abtheilung für deutsche Sprache und Literatur, vor Allen die beiden Ordentlichen Professoren Kuno Francke und von Jagemann und die Dozenten Poll und Schilling; unter den übrigen vierhundert Dozenten sind der Außerordentliche Professor für physiologische Chemie, Dr. Pfaff, und der Instruktor für Archäologie, Dr. von Mach, und ich als Professor für Psychologie die einzigen Deutschen. An anderen Universitäten ist es ähnlich. Das schließt nicht aus, daß wir eine ganze Anzahl hervorragender deutscher Gelehrten hier im Lande haben; ich denke an den Assyriologen Hilprecht in Pennsylvania, den Physiologen Löb und den Historiker von Holst in Chicago, den Bibelforscher Haupt in Johns Hopkins; aber daß die Deutschen auch nur irgendwie Farbe geben, trifft nicht zu. Das kommt nicht etwa von dem Mangel an deutschem Material; im Gegentheil: die Zahl der Deutschen, die gern an amerikanischen Universitäten Stellungen finden möchten, wächst stetig, aber ihre Chancen sind gering und der Umstand, daß sie Deutsche sind, steht ihnen zwar nicht prinzipiell im Wege, ist aber auch durchaus keine besondere Empfehlung, wie Manche, die es mit Forels Augen sehen, sich noch immer einbilden. Ich bekomme immer wieder von deutschen Universitätkollegen, die mit ihrem Wirkungskreis oder ihren Einnahmen unzufrieden sind, die Anfrage, ob sich ihnen nicht ein Bethätigungfeld an einer amerikanischen Universität öffnen würde. Ich kann nicht dringend genug vor einer Ueberschätzung solcher Aussichten warnen. So Mancher, der an Universitätwirksamkeit dachte, mußte mit einer Stellung an einer jener vorhin charakterisirten universities siebenten Ranges vorlieb nehmen, mit einer Stellung, die besonders im Westen unter dem Niveau einer deutschen Schullehrerstelle steht, und nicht Wenige sahen sich nach Jahren des Kampfes genöthigt, sich mit deutschem Sprachunterricht fortzuhelfen. Manchmal kommt es auch vor, daß einem tüchtigen Gelehrten, dem die deutsche Universitätkarriere zu langsam scheint, durch Freunde hier eine kleine Assistentenstelle angeboten wird und daß er zugreift, weil das Gehalt für deutsche Verhältnisse reichlich ist; dann kommt er herüber, um womöglich sofort zu heirathen, und findet, daß er erstens keine absehbare Aussicht hat,

über die Assistentenstellung hinauszukommen, und daß zweitens seine Ausgaben hier wenigstens das Doppelte betragen. Nach einigen Jahren der Entbehrung giebt er den Kampf auf und kehrt verbittert heim, — mit den schärfsten Anklagen gegen die amerikanische Wissenschaft. Einige schlagen aus diesem Märtyrerthum auch Kapital; sie setzen die amerikanischen Universitäten, bei denen sie kein Weiterkommen fanden, systematisch herab, um sich an den deutschen Universitäten beliebt zu machen. Ich rathe keinem Deutschen, der auf dem sozialen Niveau eines deutschen Universitätprofessors bleiben will, über den Ozean zu fahren, wenn der Ruf an ihn nicht von einem der zwölf oder fünfzehn führenden Institute ausgeht und nicht mit einer festen Einnahme von vier- bis fünftausend Dollars verknüpft ist. Wer aber ohne Ruf herüberkommt, muß sich einfach wie ein deutscher Privatdozent in Reihe und Glied aufstellen und warten; und manchmal kann er lange warten.

Die deutschen Zeitungen haben berichtet, daß der deutsche Botschafter in Washington, Baron von Holleben, im letzten Jahr für einige Zeit nach Boston und nach Chicago ging, um die Universitäten dort zu besuchen. Er hatte das Gefühl: wenn er mit den besten Faktoren des Landes in Fühlung sein wolle, so müsse er den Kontakt mit den Hochschulen suchen. Deshalb kam er im vorigen Frühling nach Harvard, um den Osten des Landes zu grüßen, und war vor wenigen Wochen der Gast der Universität von Chicago, um den Westen zu ehren. In feierlichen Worten, die im ganzen Lande Widerklang fanden, wies er dort auf die innere Verwandtschaft des Geistes hin, der die deutschen und die leitenden amerikanischen Hochschulen erfüllt. In beiden Ländern, sagte er, werde der Schwerpunkt auf die wissenschaftliche Forschung gelegt; sie haben, im Gegensatz zu Frankreich und England, die besten Gelehrten als tägliche Lehrer der akademischen Jugend und das Wachsthum dieses gemeinsamen akademischen Geistes bietet die beste Sicherheit für die inneren Sympathien der beiden Nationen. Es ist ein historischer Glückszufall für Deutschland und die Vereinigten Staaten, daß sie in dem Baron von Holleben auf der einen, in Andrew White auf der anderen Seite zwei Botschafter haben, die mit sicherstem Takt das feinste Verständniß für die geistigen Werthe der beiden Völker verbinden. Aber um so mehr sollten diese beiden Völker sich hüten, voreingenommene Touristen, die den Verhältnissen innerlich fernstehen, auch nur irgendwie als inoffizielle Botschafter zu akkreditiren, selbst wenn sie, wie mein verehrter Kollege Forel, auf so vielen anderen Gebieten Vortreffliches geleistet haben.

Cambridge bei Boston, Harvard-University. Professor Hugo Münsterberg.

Ermete Novelli.

In einem Stück, das Novelli in Wien aufführte, „Gli ultimi giorni di Carlo Goldoni“, treten dem greisen, von der Noth gebeugten Dichter die italienischen Schauspieler von Paris in den Masken der Stegreifkomoedie entgegen und improvisiren ein Spiel, in dem die alten Typen des Pantalone, Fanfarone, der Colombina ihre freien künstlerischen Rechte gegen das studirte Drama mit virtuoser Zungengeläufigkeit verfechten, bis sie endlich Arlecchino mit dem Hinweis auf den anwesenden Genius zum Schweigen bringt, der all die Lustigkeit ihrer Gestalten aufgenommen habe, um sie zu veredeln und zu vertiefen zu künstlerisch vollen Schöpfungen. Dieser Weg vom Improvisator bis zum treuen Diener eines Dichters liegt in Novellis schauspielerischem Schaffen. Mit der Commedia dell'arte verbindet ihn die Freude an seiner Darstellung, die zwingende Kraft der Komik, die wirkt, als ob sie unmittelbarste Eingebung vor dem Zuschauer wäre, die scharfe Beobachtung des Details, die bis zur Schöpfung des Typus emporzusteigen weiß; die Feinheit und Diskretion der Ausführung wieder entlehnt ihre weichen Farben aus der traulich bürgerlichen Komoedie Goldonis. Diese beiden Faktoren bilden die Wurzel seiner künstlerischen Individualität: sie hat einen mächtigen Stamm getrieben und weitverzweigte Aeste senken sich herab, Aeste, die auch über die Gefilde des shakespearischen Dramas ihre Schatten senken. Nur ein deutscher Schauspieler hat einen ähnlichen Weg zurückgelegt: Friedrich Ludwig Schröder. Doch als dieser Künstler im Laufe vieler Jahrzehnte vom Truffaldino bis zum Lear emporgeklettert war, hatte er mit der großen tragischen Aufgabe auch den Komiker für immer abgethan, während Novelli neben die gewaltigsten Aufgaben der schauspielerischen Kunst die anmuthigsten Erzeugnisse seiner frohen Laune zu stellen liebt und mit ihnen immer wieder das volle Behagen mittheilt, das er selbst dabei empfindet.

Die Schauspielkunst als schöpferische Macht: nie ist mir der Begriff dieses Wortes so lebendig geworden wie in Novelli. Sie stellt sich nicht über den Dichter; aber sie hilft ihm nach, sie leiht den Umrissen seines Werkes Farbe, sie zieht charakteristische Linien des Ausdruckes schärfer nach, sie belebt und beseelt, aus dem Geiste der Aufgabe heraus, in der sie entwickelt, was in ihr oft tief verborgen ruhte. Stücke wie „Mia moglie non ha chic“ scheinen, wenn man sie liest, eines solchen Genies unwürdig; Novelli schafft erst die hinreißend wahre Gestalt eines beschränkten Provinzlers mit ihrem tyrannischen Eigendünkel und ihrer drolligen Verbohrtheit. Jede seiner Figuren erzählt uns in Ton und Bewegung ihre Geschichte; ihre kleinen Gewohnheiten und Unarten erhellen die Erziehung. Nicht der Mann, der gerade

fünfzig oder siebenzig Jahre alt geworden ist, als das Stück begann, beschäftigt uns; wir erfahren, unter welchen Umständen er so alt geworden ist, oft nur durch eine leise Bewegung der Hände, eine Andeutung in der Haltung. Jede der Rollen Novellis ist ein Individuum für sich: die beredten Hände umklammern mit weiter Spreizung den Goldtopf des plautinischen Geizigen, sie legen sich mit leisem Zittern auf das Haupt der Kinder Lebonnards, sie tanzen begehrlich, wenn der Jude von Venedig das Wort Geld ans Ohr schlagen hört, sie ballen sich in Ueberkraft bei dem terrorisirenden Petruchio. Eine Lieblingsbewegung Novellis ist das Ausholen zum Schlage, wenn er etwas Aergerliches vernimmt; aber mit eleganter, breiter Bewegung, rasch einhaltend, thut Dies der feine „gutherzige Murrkopf", schnell läßt der altersschwache Goldoni den Arm ermüdet sinken, energisch durchhaut der Bezähmer der bösen Katharina die Luft. Welche Unterschiede in dem chevalereskeu Gange des italienischen Lustspieldichters, dem gewundenen Schleichen eines Shylock, dem Aufstapfen Petruchios, dem zögernden Zittern Michel Perrins! Und wie ein Sklave folgt die eigentlich etwas rauhe Stimme den Absichten ihres Gebieters: sie weiß zu donnern und hart zu befehlen, sie schmeichelt, das Ohr fast streichelnd, sie rührt und ergreift uns. Wenn Papa Lebonnard sich dem als Schwiegersohn auserkorenen Arzt nähert und ihm, Gesicht an Gesicht, mit leisen, aus dem Innersten abgerungenen Worten eindringend gesteht, was ihm seine Tochter bedeute, wenn er im letzten Akt, vor sich hinstarrend, mit unterdrücktem Schluchzen die Geschichte seiner Ehe erzählt, wenn Michel Perrin mit rührender kindlicher Naivetät den Verschwörern seine priesterliche Ermahnungrede hält, so geht jeder Ton zum Herzen des Zuschauers. Wer fragt danach, ob die Thränen echt sind, wenn sie so echt scheinen! Wie er als Goldoni, im edlen Wettstreit mit seiner Frau, die Augen zum Himmel richtet und um einen gemeinsamen Tod fleht: Das vergißt Niemand, der es einmal gehört hat. Und dann wieder: welch ein Causeur ist er in seinen Monologen, die nur Spaß machen wollen!

Jede Rolle ist mit einer unendlichen Fülle kleiner Nuancen geschmückt. Aber jeder dieser Züge ist aus dem innersten Wesen der Figur selbst abgeleitet, nie darauf gestopft, um Kunstfertigkeit zu erweisen. Novelli ist der Virtuose, wo er es sein muß: Delavignes elftem Ludwig ist nur vom technischen Standpunkte beizukommen. Da malt er den Tod mit den schrecklichsten, grellsten Farben; sein Goldoni wiederum schlummert sanft im Lehnstuhl ein, das Haupt sinkt herab, ein ganz leichtes Zucken des rechten Mundwinkels, ein sanftes Herabsinken des Armes genügt, den Schlaganfall anzudeuten. Daß der verschüchterte alte Michel Perrin, als er den Brief an den Minister schreibt, große Druckbuchstaben zu kalligraphiren scheint, natürlich dabei einen Klex macht, den er mit sorgfältigem Radiren zu beseitigen strebt,

ist schauspielerisch dem innersten Wesen der Gestalt eben so abgelauscht wie seine stumme Vorbereitung auf die Rede, die er an die Verschwörer zu richten denkt. Noch größer als die Ausdrucksfähigkeit des Wortes und der Bewegung ist die seines Gesichtes. Wenn er kein Wort spräche: er wäre Allen verständlich. Dabei sind seine Züge nicht etwa besonders schön; in der Jugend muß er sogar abschreckend häßlich gewesen sein. Die lange plumpe Nase, über die er, ein zweiter Cyrano, sich unfreiwillig lustig macht, disharmonirt merkwürdig mit den wulstigen Lippen. Aber Novelli ist einer der wenigen Italiener, die Werth auf Masken legen; und hergerichtet sieht der Kopf aus, wie es die Rolle will, sogar schön, besonders, wenn er mit Puderperrücke und Altersfalten im Gesicht erscheint. Auch aus dem nicht eben bedeutenden Auge, an dem nur das von weitester Entfernung sichtbare blendende Weiße auffällt, macht er gerade, was er eben braucht: Petruchio rollt es drollig drohend, Shylock läßt aus den Winkeln einen glühend scharfen Blick des Hasses hervorleuchten, Goldoni zwinkert vergnüglich, Michel Perrin schaut offen-harmlos in diese sonderbare Welt, Euclio wirft in unruhigstem Mißtrauen von der Seite schnelle Blitze auf seine Unterredner. Das Kostüm entspricht ganz dem Geist der Rolle: sein Petruchio gleicht in seiner prahlerisch kecken Ausrüstung dem Capitano Spavento des altitalienischen Maskenstückes und die Federn am Hut bramarbasiren mit ihrem Nicken; Shylock trägt sich streng orientalisch; der gutherzige Murrkopf präsentirt sich vornehm im silbergestickten Frack; der in verschlissene Lumpen gehüllte Geizhals zieht aus einem langen Tuche, das sich ihm fortwährend löst, eine Reihe verblüffender Details.

Kein Künstler verfügt über ein so reiches, wechselndes Repertoire wie Novelli. In Wien hat er nur einen kleinen Theil davon vorgeführt und selbst damit die Schaulust des großen Publikums nicht zu erwecken vermocht. Stücke, die man hier nicht kennt, sucht man bei einem fremdsprachigen Künstler nicht auf; und so spielte Novelli seine köstlichen komischen Chargen vor einem erwählten Zuschauerkreis, dessen Jubel der kleinen Zahl zu spotten schien. Allgemeineres Interesse erregten nur die Shakespearedramen, von denen er „Die Zähmung der Widerspänstigen“ und den „Kaufmann von Venedig“ brachte. In beiden Werken hat er sich starke Eigenwilligkeiten gegen das Original erlaubt. Sein Petruchio stammt aus der Stegreifkomoedie: mit prahlerischem Kraftgefühl tritt er Katharina gegenüber; gerade die Freude an diesem Kampfe lockt ihn zur Ehe. Er brüllt jede Einrede nieder und schleppt sie mit brutaler Gewalt auf sein Schloß; dort bringt er sie durch ein eintönig geleiertes Liedchen zur Verzweiflung, läßt sie nicht essen, schleudert das ganze Bettzeug auf die Bühne. Bis hierher folgt Novelli ganz Shakespeare. Wir sind aber höchst begierig, wie er diese wilde Rodomontade noch in den Szenen mit dem Schneider zu steigern vermögen wird. Und da biegt Novelli ab. Die junge

Frau ist hungrig eingeschlafen, Petruchio beginnt, über sein Verfahren nachzudenken, und muß sich selbst ganz leise gestehen, daß auch er einer Zähmung bedürfe. In diesem Gefühl schützt er die Schlummernde sorglich mit einem Spitzenschleier vor Kälte, er setzt sich zu Tisch und blickt beim Schmause immer auf sein armes Weibchen. Sie erwacht und bekennt dem Zuschauer, daß ihr in Petruchio doch der erste wirkliche Mann begegnet sei; so braucht es keiner weiteren Probe: sie giebt, auch ohne daß er ihr eine große Szene wegen der Kleidung gemacht hat, ihm jede seiner Behauptungen zu; die Angehörigen Katharinas kommen in das Schloß des jungen Ehemannes hereingeschneit, nach der Tafel erprobt der Bändiger ihren Gehorsam und geht mit Worten, die Novelli mit hinreißender Sinnlichkeit spricht, ab. Der Schauspieler wird hier zum Dichter, der eine Psychologie zu geben sucht, wo seine englische Vorlage eine Farce, die so übermüthig genommen werden muß, wie sie gedacht ist, bot. Er hat nicht nur seine Rolle, sondern auch die Inszenirung des ganzen Stückes mit unendlicher Sorgfalt ausgeführt. Auf eine auch für die deutsche Bühne beachtenswerthe Feinheit will ich hinweisen: die Schlußrede Katharinas von den Pflichten der Frau wird gewöhnlich wie vom edelsten Geist verklärt gesprochen. Die italienische Darstellerin, die schöne und in französischen Stücken liebenswürdig graziöse Gattin Novellis, fällt mit dieser Tirade in den gereizten Ton, wie er der bösen Katharina eigen ist, bis sie Petruchio mit einem mahnenden „Pst!“ dämpft, während er eine entschuldigende Handbewegung zu den Gästen macht, wie um zu sagen, in so kurzer Zeit sei natürlich die frühere Heftigkeit nicht ganz zu tilgen gewesen.

Mehr in Shakespeares Geist ist Novellis Shylock. Er hat allerdings den Theil des Stückes, der von dem Juden handelt, fast selbständig aus dem Drama hervorgezogen und der Geschichte Bassanios nur einen Akt eingeräumt. So ist aus dem Lustspiel eine Tragoedie geworden. Auf dem Theater hat jede konsequente Auffassung ihre Berechtigung. In Novellis Shylock faßt uns der Jammer eines ganzen Volkes, wie es seine Unterdrückung in furchtbarer Weise zu rächen sucht, an. Novelli nimmt die Gestalt weder von ihrer grotesken Seite noch im Sinne wildesten Fanatismus, der blindlings in sein Rachewerk steigt. Sein Jude, mit den tieftraurigen, verfallenen Zügen, die Geschäftsgier blitzartig erhellt, ist eine große Elegie auf den Stamm, der sich seine Rechte selbst suchen muß, von seiner Größe träumt, die die rohe Alltagswelt verhöhnt. Seine Feigheit kennzeichnet schon die verbogene Haltung von Kopf und Körper; er schleicht wie ein geprügelter Hund den Christen an, um sich, wo er sich sicher fühlt, zur vollen Größe aufzurichten und in psalmodirenden gutturalen Tönen seine Weisheit mit dialektischer Kunst wohlgefällig zum Besten zu geben. Die berühmten Reden über Christen und Juden sind im Munde Novellis nicht plötzliche Eruptionen, sondern Resultate einer langen

Lebenserfahrung. In den Kontrakt lacht er Antonio förmlich hinein; ein guter Spaß, nichts weiter! Jessica, mit ihr seine Ducaten verschwinden; in einer nicht von Shakespeare gedichteten, aber aus seinem schauspielerischen Geist empfundenen Szene durchstürmt er das leere Haus, dessen offene Thür ihn schon in mißtrauisches Entsetzen gejagt hat; wir sehen ihn nicht, aber wir hören ihn durch das Zimmer toben, bei jeder neuen Entdeckung aufheulend, in erstickten Wuthinterjektionen röchelnd, kreischend, fauchend. Und diesem Manne bietet sich die Vergeltung auf der Basis des Gesetzes, das die Christen selbst gemacht haben. Zum Kühnsten, was die Schauspielkunst je erdachte, gehört, wie ihm bei der Nachricht vom Ruin Antonios nicht mehr das selige Lachen genügt, wie er unwillkürlich einen trippelnden Derwisch-Tanz mit seinen zuckenden Beinen ausführt. Ruhig geht er vor Gericht: er vertritt nur sein Recht, mit Würde und der Einfachheit des blinden Vertrauens. Er zögert sogar einen Augenblick, es geltend zu machen; doch er wird wieder durch höhnische Zurufe gereizt. Da bricht der Schiedspruch Porzias über ihn herein: zunächst versteht er ihn gar nicht recht, er möchte ihn für einen schlechten Witz halten; da häuft sich über sein Haupt Entziehung seiner Güter, Schenkung an Jessica, endlich die Taufe —: da stürzt er, wie vom Blitz getroffen, zusammen; als er sich wieder aufrichtet, versagen Hände, Füße, selbst die schlaff herabgesunkenen Züge den Dienst. Er schleppt sich hinaus, noch einen Blick des tiefsten Wehs wirft er zurück und über seine Lippen kommt ein gestammeltes Christiano! . . . So vertritt Novelli die Auffassung des Shylock, die in dem Wort: The poor man is wronged und in dem Urtheil Heines, der Jude sei eigentlich die anständigste Person in dem Stück, zum Ausdruck kommt. Man möchte mit Shakespeare von ihm sagen: more sinn'd against than sinning. Darf man ein Bedenken aussprechen, so trifft es den Abgang Shylocks im ersten Akte, wo ihm Antonio und Bassanio den Arm bieten, den er in kindlicher Eitelkeit geschmeichelt annimmt. Antonio würde den Juden doch nicht mit einem Finger berühren. Wie freut man sich, einem solchen Künstler wenigstens mit einem Bedenken kommen zu dürfen!

Schopenhauer hat vom Schauspieler verlangt, er solle ein „ganz komplettes Exemplar der Menschheit" sein. So wie Novelli hat noch Keiner diese Forderung erfüllt. Es hat gewiß einen eigenartig individuellen Reiz, wenn die Duse ihre Persönlichkeit giebt; aber sie giebt sie in jeder Rolle, formt jede nach ihrem Bilde. Zacconis Nerventechnik mag für den Augenblick fesseln; aber bei Novelli ist volle, strotzende Gesundheit.

Wien. Professor Dr. Alexander von Weilen.

Die Kronenrente.

Der Kaiser Franz Joseph ist ein guter Herr, ein treuer Vater seiner Länder. Der Ungläubige, den nicht einmal der Siegeszug durch das Brandenburger Thor davon überzeugt hat, eile zur Oesterreichischen Bankenkreditanstalt und lasse sich die Zeichnungslisten der neuen vierprozentigen ungarischen Kronenrente vorlegen. An der Spitze wird er in güldenem Rahmen eine Zeichnung der k. und k. Generaldirektion der allerhöchsten Privat- und Familienfonds im Betrage von einer Million Kronen prangen sehen; und an diese Hochherzigkeit des Kaisers, der weiß, was seinem theuren Ungarlande noththut, schließen sich mit nicht minderem Wohlwollen die anderen hohen und höchsten Herrschaften an, — just wie im Deutschen Reich die Beamtenschaar sich den Zeichnungen ihrer hohen Chefs für Denkmalfreuden und Flottenvereine aus innerster Ueberzeugung anschließt. Freilich wird der gute König von Ungarn in einen argen Widerstreit der Interessen gerathen; denn als Kaiser von Oesterreich hat er den Sparkassen und öffentlichen Körperschaften in berechtigter Sorge um ihr Wohl verboten, ungarische Werthe zu erwerben, und zwar nicht etwa, weil er diese Schätze der ungarischen Monarchie reservirt wissen wollte. „Wie der Herr, so 's Gescherr"; so haben denn auch die selben Banken, die eben noch den Acheron in Bewegung setzten, um für die 70 Millionen Kronen ungarischer Rente Abnehmer zu finden, die österreichischen Hypothekenbanken, ohne Rücksicht auf nationale Unterschiede — die Dalmatiner wie die Böhmen — sich zusammengethan, um die Ueberschwemmung ihres geliebten Oesterreich mit ungarischen Papieren zu verhüten. Sie fürchten, die ungarischen Staatstitel könnten von der österreichischen Rentensteuer befreit und also unter den selben Bedingungen bezogen werden wie die Papiere der österreichischen Hypothekeninstitute, und wollen deshalb dem fremden Zuzug rasch die Thür verrammeln. Erschreckt steht der Eisenbahnminister Dr. von Wittek vor der geschlossenen Pforte; er sehnt sich nach einem Ausgleich der beiden Reichshälften und will gern die Donau-Transportsteuer über Bord werfen lassen, will durch eisenbahntarifarische Zugeständnisse eine Verständigung zwischen der österreichischen und der ungarischen Monarchie anbahnen; die Mühlen und die Schifffahrtgesellschaften will er versöhnen und ihnen den Verkehr erleichtern, um doch endlich einmal Kulturzustände in Ungarn zu ermöglichen und das Land von seinem trostlosen Pracherthum zu erlösen. Vergebene Mühe. Die eingeborenen Bankleute, die so kurzsichtig sind, nicht zu erkennen, daß die Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse des einen Landes eine heilsame Rückwirkung auf sämmtliche Erwerbs- und Verkehrsinstitute des anderen, also auch auf die gemeinsame Wehrfähigkeit üben muß, sträuben sich gegen die ihnen angesonnene Konkurrenz. Sie protestiren dagegen, daß auch nur auf dem Effektenmarkt der Schlagbaum niedergerissen werde. Zum Glück versteht Herr von Koerber die Kunst, manchmal taub zu sein. Die Rentensteuer für ungarische Werthe wird hoffentlich aufgehoben werden und diese Papiere werden dann den deutschen Markt, der schon genug in Anspruch genommen ist, nicht mehr brauchen.

Das deutsche Publikum läßt sich dadurch blenden, daß die ungarischen

Rentenwerthe, die ihm angeboten werden, „mündelsicher und kautionfähig" sind, daß sie also als mündelsichere Anlage betrachtet und daß in ihnen die Sicherheitleistungen der Beamten hinterlegt werden dürfen; es vergißt aber, daß dieses Privilegium lediglich für Ungarn, nicht aber für irgend ein anderes Land, nicht einmal für Oesterreich, am Allerwenigsten für Deutschland, gilt. Unsere Hypothekenbanken, die nicht, wie die landschaftlichen Institute, bloße Schuldnerbanken, sondern, als Aktiengesellschaften mit ihrem baar vorhandenen Aktien- und Reservekapital, Gläubigerbanken sind, haben die Mündelsicherheit vom preußischen Staat nicht zu ersteiten vermocht; irgend eine ungarische Sparkasse aber darf mit diesem Aushängeschild paradiren und die Dummen in die Bude locken. Deutsche, die ein „goldsicheres" Papier zu Anlagezwecken erwerben wollen, beurtheilen die Bedeutung und den Werth einer Sparkasse lediglich aus ihrem preußischen Empfinden heraus und wissen nicht, daß in Ungarn, wo die meisten Privilegien feil sind, eine Sparkasse in ihrer Solidität und Geldgebahrung nicht höher als eine obskure deutsche Versicherungsgesellschaft steht, die mit den angesehenen Instituten gleicher Art fast nichts als den Geschäftszweck gemein hat. Wenn nicht die deutschen Sparer so leichtsinnig wären, ihr Geld den ungarischen Sparkassen, mögen sie mit den geringsten oder den höchsten Privilegien ausgestattet sein, anzuvertrauen, dann würden diese Kassen nicht wagen dürfen, immer wieder mit Millionen-Summen den deutschen Markt in Anspruch zu nehmen. Der Prospektzwang, dem die Ueberweisung solcher Papiere an deutsche Börsen unterworfen ist und der manchen Zweifler in den Schlaf lullt, bietet denn doch keinen Schutz gegen die Unsolidität einer Emission, selbst wenn die Zulassungstellen strenger, als es jetzt zu geschehen pflegt, verführen. Diese Stellen haben übergenug damit zu thun, vor der Einführung neuer Werthe deren Verhältnisse zu prüfen. Selbstverständlich wird aber nur selten ein Papier in einem Augenblick an die Börse gebracht, wo es dem Unternehmen, das die Unterlage für seinen Werth bildet, schlecht geht. Später aber, wenn sich Mängel oder Schwierigkeiten, die vielleicht vorher nur künstlich verhüllt waren, zeigen, läßt auch die peinlichste Zulassungstelle die Dinge ihren Gang gehen; natürlich kann sie sich stets mit der Ausrede salviren, daß sie ihre Pflicht erfüllt habe und daß es unmöglich sei, als getreuer Eckart den ganzen Lebensgang der Unternehmen, deren Papiere dem Börsenhandel zugeführt sind, zu überwachen.

Den Aktionären oder Obligationären sollte wenigstens die Möglichkeit geboten werden, sich regelmäßig über den Geschäftsgang und die finanzielle Lage der Gesellschaften, an denen sie ein Interesse haben, auf Grund der von den Verwaltungen selbst rechtsverbindlich abzugebenden Erklärungen zu unterrichten. Im Börsensekretariat müßte eine Auskunftstelle zu diesem Zweck eingerichtet werden. Wenn dann einmal Verstöße vorkommen, werden sie wenigstens verzeichnet werden müssen und sich in ihrer Bedeutung ermessen lassen. Der Staatskommissar der berliner Börse wollte einst eine solche Anregung geben; seine Vorschläge sind aber nicht über ein paar Bureaux hinausgelangt. Freilich müßte die Gesetzgebung in Anspruch genommen werden, um auf die Gesellschaften, deren Werthe an der Börse gehandelt werden, einen Zwang dahin ausüben zu können, daß sie eine offizielle Auskunftstelle beschicken. Aber es würde wohl auch genügen, daß die Börsenvorstände es jedem Unternehmen anheimstellen, ihnen von Zeit zu Zeit

Mittheilungen über sein Ergehen zufließen zu lassen. Wer sich dieser freiwilligen Auskunftertheilung entzieht, Der wäre dann von vorn herein gebrandmarkt. Um keine Zersplitterung herbeizuführen, würde es auch genügen, nur an einem deutschen Börsenplatz — daß es Berlin, wo die größte Kapitalkraft herrscht, sein müßte, läßt sich nicht verhindern — Einrichtungen zu schaffen, die eine Information über die Verhältnisse eines börsengängigen Papieres zuließen. Jedem — nicht etwa nur den Mitgliedern einer Korporation — müßte gestattet sein, in die sorgfältig geführten Listen Einsicht zu nehmen. Dann würde unser Markt schnell von fremdstaatlichen Papieren gereinigt werden.

Heute ist es leider den Sparern — die Spieler kommen hier nicht in Betracht, denn ihnen ist ein unsolides Papier eben so willkommen wie ein sicheres — kaum möglich, auch nur die Haushalt-Aufstellungen der Staaten, deren Anleihen in Deutschland eingeführt sind, regelmäßig zu prüfen. Die Lässigkeit in der Veröffentlichung unterrichtender Angaben wird durch die inländischen Börsenzulassungstellen sogar noch gefördert. So ist der Prospekt der neuen ungarischen Kronenrente, der über die Bedeutung dieser Anleihe keine genügende Aufklärung giebt, von den Zulassungstellen genehmigt worden. Nicht einmal eine Darstellung der ungarischen Finanzlage wurde verlangt. So erleuchtet ist nun aber unser Volk leider nicht, daß es Bescheid darüber wüßte, wie es mit den ungarischen Staatsfinanzen bestellt ist. Dort schädigen besonders die schlechten Ernten den wirthschaftlichen Gesundheitzustand; und daß die Banken dem Lande den Kredit entziehen, macht es Ungarn schwer, sich emporzuarbeiten. Auch von der nächsten Ernte soll nicht viel zu hoffen sein; die klugen Leute veröffentlichen aber die offiziellen Schätzungen des Saatenstandes erst, wenn die Zeichnungen auf die neue Anleihe eingegangen sind. Wie traurig es um Ungarn stehen muß, zeigt sich deutlich in dem Zeichnungskurse von $90^3/_4$ Prozent, aus dem selbst offiziöse ungarische Preßtrabanten den „Zwang der Situation" herauslesen. Die Anleihe bringt auf hundert Mark 4,40 Mark Zinsen; Das ist aber noch viel zu wenig für ein politisch und wirthschaftlich so tief darniederliegendes Land. Das haben wohl auch die ungarischen und österreichischen Regirungen selbst gemerkt. Sie konnten zwar nicht verhindern, daß sich das allerhöchste Herrscherhaus eines Pöstchens der neuen Nothstandsanleihe erbarmte, hielten sich selbst aber von Zeichnungen ängstlich zurück. Diese Reserve wird mit der Angabe beschönigt, die vom Staat verwalteten Fonds seien schon in ungarischen Werthen angelegt und es scheine nicht angemessen, diese Papiere gegen andere einzutauschen. Freilich: das letzte Geld ist nicht das beste; und die zuerst ausgegebenen Papiere werden sicherer eingelöst als die folgenden Serien. Nur dem Fonds zur Errichtung eines Denkmals für die arme Kaiserin Elisabeth hat auch die ungarische Regirung eine Million Kronen zugewandt und damit ihrer patriotischen Pflicht genügt.

Trotz allem Lärm wird die Rothschildgruppe mit dem Erfolg der Anleihe nicht sehr zufrieden sein. Wenn wieder die übliche Reklamenachricht von starken Ueberzeichnungen in die Welt hinaus telegraphirt wird, dann werden wenigstens die Leute, denen der volle Betrag der Subskriptionsumme zugetheilt wird — und Das ist diesmal die überwiegende Mehrheit — Bescheid wissen. Aber es ist nöthig, Denen, die jetzt noch „draußen geblieben" sind, Sand in die Augen zu streuen; denn schon werden die Vorbereitungen getroffen, um auch die weiteren

fünfzig Millionen Kronen, die noch nicht begeben sind, auf die Märkte zu bringen. Daß die Rente auch in Holland und Belgien aufgelegt ist, soll den Glauben schaffen, sie sei ein internationales Handelspapier; zu einem solchen Erfolg kann sie sich aber nicht aufschwingen, wenn nicht endlich mit der leidigen österreichisch-ungarischen Gewohnheit gebrochen wird, mit begeistertem „Eljen" jeden Popanz, mag er menschliche oder papierne Gestalt zeigen, zu begrüßen. Nur bei der Aufnahme von Geld für einheimische Zwecke pflegen diese Rufe zu verstummen; um so lauter werden sie Allen, die ungarische Anleihen erwerben sollen, entgegengebrüllt. Noch nie hat Ungarn im eigenen Lande seinen Bedarf an flüssigen Mitteln aufgebracht; in den jetzigen Siegesbulletins werden eben alle Konzertzeichnungen mitgezählt. Nicht anders liegt es in Oesterreich. Um so freigebiger werden dort Gründerrechte ausgetheilt. Leute, die keine einzige Aktie eines Unternehmens besitzen, deren Vater oder Großvater oder auch Vetter aber einst eine Gesellschaft ins Leben befördert hat, erhalten für ewige Zeiten das Recht, neue Aktien zu einem Vorzugspreis zu erwerben; natürlich belasten sich diese lachenden Erben gar nicht erst mit dem Papier selbst, sondern verkaufen das Bezugsrecht sofort weiter. Ein Bischen Entrüstungrummel, der darob inszenirt wird, macht sich ganz hübsch, darf aber nicht ernst genommen werden.

Die Aktionäre der Oesterreichischen Kreditanstalt wollten sich das privilegirte Parasitenthum nicht gefallen lassen und klagten gegen die Gesellschaft auf Beseitigung der Gründerrechte. Natürlich ohne Erfolg. Der oberste Gerichtshof hat klipp und klar bewiesen, daß die Beschlüsse der Generalversammlung, die den Gründern ihre ererbten Rechte ließen, formal gerecht und nicht statutenwidrig gefaßt seien, also auch nicht umgestoßen werden dürften. Ob ein Beschluß für die Gesellschaft vortheilhaft sei oder nicht, bleibt für die Frage der Anfechtbarkeit belanglos. Selbst eine nachweisbare Schädigung böte keinen Grund zur Aufhebung. Und wenn in der Einräumung von Gründerrechten eine Schenkung zum Nachtheil der Aktionäre erblickt wird, so läßt sich doch aus keinem Gesetz folgern, daß einer Erwerbsgesellschaft die Vornahme unentgeltlicher Zuwendungen unbedingt untersagt sei; nur dann kann eine solche Berechtigung bestritten werden, wenn der statutarisch festgelegte Zweck der Gesellschaft verletzt wird. Das nachzuweisen, würde ziemlich schwer halten. So müssen sich denn die geprellten Aktionäre bescheiden und zusehen, wie ihnen die Rosinen aus dem Kuchen genascht werden. Daß die Verwaltung der Oesterreichischen Kreditanstalt die Ehrenpflicht hätte, im Interesse der Leute, mit deren Mitteln sie wirthschaftet, die streitige Frage der Gründerrechte klarzustellen, scheint sie gar nicht zu empfinden. Diese Selbsthilfe ist aber nöthig, so lange Oesterreich nicht ein Aktiengesetz hat, das die auf einem trottoir roulant hin und her gleitenden zweifelhaften Vorrechte Einzelner entweder verbietet oder auf eine feste Grundlage stellt.

Ein lehrreiches Detail: trotz allem Siegesjubel über den großen Erfolg der Subskription war zwei Tage nach diesem Erfolg der Kurs der ungarischen Kronenrente unter den Emissionkurs gesunken.

Lynkeus.

Notizbuch.

Vor acht Jahren wurde auf einem Notizbuchblatt als geeigneter Kandidat für das wichtige Amt des Kolonialdirektors hier ein damals noch ziemlich unbekannter Offizier genannt, der früher einmal im Reichstag seine ostafrikanischen Eindrücke geschildert und sich bei dieser Gelegenheit den Spott Bambergers zugezogen hatte. Es war der Oberstlieutenant Liebert, damals unter Bronsart Generalstabschef des zehnten Armeecorps. Natürlich dachte man in einer Zeit, wo der glorreiche Caprivi das große Wort sprach: „Das Schlimmste, was uns passiren könnte, wäre, wenn uns Jemand ganz Afrika schenkte", in der Wilhelmstraße nicht an diesen Mann. Später erst, als in Ostafrika das Regime Schele enttäuscht hatte und Liebert von den Chinesen mit lockenden Anträgen umworben wurde, fiel es den Maßgebenden ein, mit ihm einen Versuch zu machen. Jetzt ist er seit Jahren Gouverneur von Deutsch-Ostafrika und hat dort, nach dem Urtheil Sachkundiger, sehr nützlich gewirkt. Und nun taucht in der Presse der Vorschlag auf, man möge den Generalmajor Liebert zum Kolonialdirektor machen. Denn gegen den jetzigen Direktor, Herrn Gerhart von Buchka, regt sich überall Unzufriedenheit und es scheint, daß er mit einem Fuß bereits im Grabe steht. Schon wird erzählt, der Kaiser habe den Posten dem Leiter des Norddeutschen Lloyd angeboten, aber eine ablehnende Antwort erhalten. Das klingt unglaublich; denn Herr von Buchka hat seine Entlassung noch nicht erbeten und es ist nicht Sitte, ein besetztes Amt auszubieten. Immerhin scheinen die Tage des bedrängten Herrn gezählt zu sein; und die Kunde von seinem Scheiden wird weder Staunen noch Trauer erwecken. Als er ernannt worden war, wurde hier gefragt, ob bei der Besetzung wichtiger Posten im neuesten Reich denn wirklich nach Figaros Hohnwort gehandelt werden müsse: Il fallait un calculateur, ce fut un danseur qui obtint la place. Nach allen üblen Erfahrungen der Kayserzeit hatte man gehofft, endlich werde ein erprobter Kenner der kolonialen Verhältnisse zum Direktor ernannt werden. Herr von Buchka kennt unsere Kolonien nicht, hatte früher auch nicht ein sichtbares Interesse für die deutsche Kolonialpolitik gezeigt. Er ist der Sohn eines bedeutenden Juristen, der Jahre lang im mecklenburgischen Justizdienst fast allmächtig war; daher der Adel und die ungewöhnlich schnelle Karriere des Sprossen, der schon als Fünfunddreißigjähriger Oberlandesgerichtsrath sein konnte. Gegen seinen Charakter und seine Intelligenz ist nichts zu sagen; er war eins der gescheitesten und gewandtesten Mitglieder der konservativen Reichstagsfraktion. Für das Kolonialamt soll ihn der mecklenburgische Regent, Herzog Johann Albrecht, empfohlen haben, der ja auch den unbeschreiblichen Herrn Kayser bewunderte. Nun, da der Herzog seit einer pariser Reise an Einfluß verloren hat, scheint es auch mit seines Schützlings Herrlichkeit zu Ende zu gehen. Herr von Buchka hat in dem neuen Amt gewiß redlich gearbeitet. Anfangs soll er, wie einer seiner Geheimräthe ausplauderte, Ost- und Westafrika mitunter verwechselt haben. Die Unterscheidung ist ihm schließlich gelungen. Aber geleistet hat er, nach dem übereinstimmenden Urtheil vieler Kolonialkenner, so gut wie nichts. Daß er, ohne die Verhältnisse und Folgen übersehen zu können, den Herren Scharlach und Genossen Konzessionen verlieh, bei deren spekulativer Ausnutzung von diesen Herren die ersten aus deutschem Kolonialbesitz stammenden Millionengewinne eingesäckelt wurden, wird er heute wohl selbst bereuen. Und daß er, mit seiner juristischen Vergangenheit, nicht der Mann war, unsere

Kolonialverwaltung vom Bureaukratenjoch zu erlösen, braucht nicht bewiesen zu werden. Es mag sein, daß er vielfach für Dinge verantwortlich gemacht wird, die er nur nicht hindern konnte, und daß insbesondere ein Herr Irmer, der früher auf den Marschall-Inseln beamtet war, jetzt im Bülowbau sehr unheilvoll wirkt. Der Kritiker aber muß sich an den Chef der Verwaltung halten, der, wenn er auf unüberwindbare Hindernisse stößt, die Pflicht hat, aus dem Amt und der Verantwortlichkeit zu scheiden. Sicher wäre es sehr gut, wenn unter den Bureaukraten des Kolonialamtes einmal gründlich aufgeräumt würde. Damit aber wären die berechtigten Wünsche noch lange nicht erfüllt. Ein ganz anderes Regime müßte eingeführt werden, wenn unsere Kolonien, namentlich die jetzt arg vernachlässigten afrikanischen, gedeihen und auf das Kapital Anziehung üben sollen. Man redet so viel von dem neuen deutschen Kolonialreich, ist so stolz auf Kiautschou, Samoa, Karolinen und Marianen. Dann möge man diesem „Weltreich" auch einen selbständigen Verwalter bestellen und ihm die Mittel zum Werk nicht allzu knauserig bemessen. Ob der Generalmajor Liebert heute noch Lust hat, Kolonialdirektor zu werden, ist zweifelhaft; der Aerger darüber, daß für die nöthigsten ostafrikanischen Bahnbauten von der Regirung und dem Reichstag kein Geld zu bekommen ist, mag ihm das Leben schon recht verleidet haben. Auch könnte man fragen, ob für den Posten gerade ein Mann geeignet wäre, der nur Ostafrika genau kennt und so, bei aller Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit, leicht verführt werden könnte, für diese Kolonie mehr als für alle anderen zu sorgen, und ob man nicht besser thue, Liebert da zu lassen, wo er sich als organisatorisches Talent bewährt hat. Aber an brauchbaren Kräften wird es nicht fehlen, wenn man sich entschließt, nicht auf Titel, Würden und Anciennetätverhältnisse, sondern nur auf die Fähigkeit des Kandidaten zu sehen. So, wie bisher gewirthschaftet wurde, geht es nicht weiter. Kolonien sind nicht mit der bureaukratischen Handwerkerei zu regiren und zu entwickeln, mit der irgend eine verhätschelte Excellenz in ihrem Ressort das arme Leben fristet. Auf diesem Gebiet könnte man von England lernen, das von den Maßgebenden jetzt ja so zärtlich geliebt wird. Und wenn Graf Bülow der Kolonialverwaltung eine moderne, den Ansprüchen der Pflanzer und Kaufleute genügende Organisation schüfe und die Leitung einem erfahrenen, von bureaukratischen Scheuklappen nicht am freien Ausblick gehinderten Kenner kolonialer Nothwendigkeiten und Bedürfnisse anvertraute, dann würde er endlich einmal ein Theilchen der großartigen Staatsmannskunst zeigen, die ihm von seinen geschäftigen Lobrednern täglich angedichtet wird.

* * *

Wie untauglich unser bureaukratischer Apparat auch in Preußen zu jeder kräftigen Politik geworden ist, lehrt ein Blick auf die Ostprovinzen. Seit Jahren wird von der „Hebung" dieser Stiefkinder des Staates, von einer „Kulturpolitik großen Stils" geredet, wieder geredet und abermals geredet. Herr von Miquel hat im Gespräch mit einem Redakteur diese Aufgabe die nach seiner Ansicht für Preußens Zukunft wichtigste genannt. Geschehen aber ist bisher nichts. Von Berlin aus wenigstens ist das Bemühen des Herrn von Goßler, den Wohlstand Westpreußens zu heben, nicht unterstützt worden. Der thätigste und intelligenteste Helfer des Oberpräsidenten, der danziger Generaldirektor Marx, hat in einer lehrreichen Rede neulich geschildert, wie die im Eisenbahnministerium waltende vis inertiae die Entwickelung Westpreußens hemmt. Der Finanzminister wünscht, in dieser rückständigen, national und wirthschaftlich gefährdeten Provinz eine decentralisirte Industrie entstehen zu sehen,

die auch in den kleinen Städten und auf dem Lande den Wohlstand mehren könnte. Die ersten Versuche zu einer Industrialisirung sind in Danzig gemacht worden. An eine Decentralisirung ist aber bei den jämmerlichen Bahnverbindungen nicht zu denken und Herr von Thielen verweigert die oft dringend erbetene Hilfe. Westpreußen wird vom Eisenbahnministerium schlechter behandelt als irgend eine andere Provinz. Das Hauptbahnnetz ist durchaus ungenügend, auf den Nebenbahnen bleibt, selbst auf Strecken, die wichtige Plätze mit der Hauptstadt verbinden, die Fahrtgeschwindigkeit der Züge um ein Drittel hinter der anderer gewöhnlicher Personenzüge zurück und die Umwandlung der Weichselstädtebahn in eine Vollbahn ist, so eifrig auch darum petitionirt wurde, nicht zu erreichen. Dazu wäre freilich die ungeheure Summe von $2^1/_2$ Millionen Mark nöthig; und die kann Herr von Thielen, trotz guten Rentabilitätaussichten, nicht erschwingen. Es ist ein Glück, daß dieser Bureaukrat, dessen einziges „Verdienst" in der Läuterung des Bahnhofsbuchhandels besteht, zum baldigen Rücktritt entschlossen scheint. Vielleicht wird Herr Budde als Minister den traurigen Zuständen ein Ende machen. Sichtbare Erfolge werden in den preußischen Ostprovinzen erst zu erzielen sein, wenn man sich entschließt, sie als Kolonien zu behandeln und sich zu dem Grundsatz zu bekennen, daß ungewöhnliche Verhältnisse auch ungewöhnliche Maßregeln fordern. So lange die Bureaukratie, über die Herr von Miquel täglich seufzt, ohne sie je ernsthaft zu bekämpfen, sich damit begnügt, Akten zu häufen, mit den Achseln zu zucken und jeder privaten Thatkraft Hindernisse in den Weg zu legen, wird allen Eifers Mühe vergebens sein.

* * *

Ich erhielt den folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Harden,

In Bezug auf den in der „Zukunft" abgedruckten Artikel des Herrn Klapper über das Fleischbeschau-Gesetz schreibt mir der Inhaber des National Provisioner, Herr Dr. Senner, aus New-York: „Ich empfing Ihr geehrtes Schreiben vom ersten Mai ... Es überrascht mich nicht, die unverständigen Dinge noch einmal zu finden, die wir in jedem deutschen agrarischen Blatt über das Buch von Alexander Winter lesen. Hier, in den Vereinigten Staaten, würde Niemand daran denken, sich auf dieses Buch zu beziehen, das sein Dasein überhaupt nur einem Mangel an Literatur über die Fleischindustrie verdankt. Obgleich ein solches Buch für diese Industrie außerordentlich nothwendig war, so konnte dieses Buch doch nur von sehr kurzer Lebensdauer sein und wäre jetzt schon gänzlich vergessen wenn nicht irgend ein agrarischer Miethling ein Interesse daran gehabt hätte, es wieder an das Tageslicht zu ziehen, um die bekannten Anmerkungen zum Rezept 13 in das Publikum zu bringen; das Rezept selbst, das sich vom übrigen Inhalt des Buches wesentlich unterscheidet, ist ganz undiskutirbar. Diese Anmerkungen, die der Autor, ein entlassener Angestellter eines amerikanischen Packinghauses, hinzuzufügen für richtig fand, liefern den Agrariern Stoff zur Agitation, weil sie von einem angeblich widerlichen und gesundheitwidrigen Verfahren in den Packinghäusern sprechen. Wenn überhaupt, bevor Winter sein Buch schrieb, solche Dinge vorgekommen sein sollten, so könnte Das nur vor 1893 geschehen sein, also vor Einführung all der Schutzmaßregeln, die in den letzten Jahren von den Behörden angeordnet worden sind. Ich bin aber in der Lage, positiv erklären zu können, daß selbst vor 1893 solche

widerliche Manipulationen nur in der lebhaften Einbildung des Autors bestanden haben, der mehr als eine Ursache hatte, sich an den Packinghäusern zu rächen. Die Schlachtungen in den Packinghäusern sind während der letzten Jahre sehr eingehend untersucht und kontrolirt worden, nicht allein von Amerikanern, sondern auch von deutschen offiziellen Persönlichkeiten und Fachleuten. Alle haben erklärt, daß die Art der Behandlung von Vieh und Fleisch in den amerikanischen Packinghäusern ganz vorzüglich und vollkommen sicher sei, auch vom sanitären Standpunkt aus betrachtet. Ueber den Einfall, den National Provisioner als Zeugen für Herrn Winters Anmerkungen zum Rezept 13 anzurufen, ist eigentlich kein Wort zu verlieren. Thatsache ist, daß nicht nur das Buch des Herrn Winter, sondern gerade auch diese Anmerkungen mit der größten Entschiedenheit vom National Provisioner zurückgewiesen worden sind. Ein Zweifel daran wäre thöricht, da doch der National Provisioner ein Blatt ist, das die Interessen der amerikanischen Fleischindustrie vertritt."

Wie ich persönlich weiß, stellen Sie Ihr Blatt in den Dienst beider Parteien und lassen beide zum Wort kommen. Deshalb möchte ich Sie bitten, diese Zeilen als eine Erwiderung auf den Artikel vom vierundzwanzigsten März veröffentlichen zu wollen. Mit vorzüglicher Hochachtung

Hamburg. Gustav J. J. Witt.

* * *

Herr C. G. Naumann bittet um Aufnahme der folgenden Erklärung:

In dem Kampf um die Nietzsche-Ausgabe ist vom Herrn Dr. Rudolf Steiner mehrfach die Behauptung aufgestellt worden: die Firma C. G. Naumann habe Frau Dr. Förster-Nietzsche nach dem am vierundzwanzigsten April 1894 abgeschlossenen Verlagsvertrage hindern können, neben Herrn Dr. Fritz Koegel noch einen zweiten Herausgeber für die Werke Nietzsches anzunehmen; es sei nach dem damals bestehenden Kontrakt zwischen Nietzsches Rechtsnachfolgern und der Firma C. G. Naumann ausgeschlossen gewesen, daß Herr Dr. Steiner noch neben Herrn Dr. Koegel hätte Herausgeber werden können. Die Behauptung trifft nicht zu. Frau Dr. Förster-Nietzsche war vertragsmäßig nur an die Zustimmung der Firma C. G. Naumann gebunden, sobald sie einen Wechsel in der Person der Herausgeber vornehmen, wenn sie also Herrn Dr. Koegel kündigen wollte; dem Verlage gegenüber war sie aber durchaus berechtigt, noch einen zweiten Herausgeber anzunehmen; es waren in dem Vertrag sogar drei Herausgeber — neben Frau Dr. Förster-Nietzsche noch zwei — ausdrücklich vorgesehen. Doch auch die zuerst genannte vertragsmäßige Bestimmung hatte praktisch gar keinen Werth: denn in der am siebenzehnten Januar 1897 stattgehabten Konferenz wurde mit Herrn Dr. Koegel festgestellt, daß nach früheren Vereinbarungen zwischen Frau Dr. Förster-Nietzsche und Herrn Dr. Koegel ausdrücklich verabredet worden war, daß keiner von beiden Theilen irgendwie gebunden sei, das Verhältniß vielmehr stets gelöst werden könne. Hiernach konnte die Firma C. G. Naumann Frau Dr. Förster-Nietzsche nicht zwingen, Herrn Dr. Koegel Rechte zu gewährleisten, die dieser Herr sich nicht selbst ausbedungen hatte.

Ferner stellt Herr Dr. Steiner neuerdings in Abrede, vom Dr. Koegel im Dezember 1896 auf irgend eine Art eingeschüchtert oder bedroht gewesen zu sein.

Dem gegenüber bemerke ich, daß mir Herr Dr. Koegel am neunten Dezember 1896 in bestimmtester Weise sagte: er fühle sich, weil Herr Dr. Steiner ganz anders zu ihm gesprochen habe als zu Frau Dr. Förster-Nietzsche und weil hierdurch für ihn im Archiv die größten Mißhelligkeiten entstanden seien, in seiner Ehre gekränkt und müsse deshalb Herrn Dr. Steiner fordern. Als mir Herr Dr. Koegel Dies mittheilte, erklärte ich ihm: es sei ohne Zweifel meine Pflicht, sein Vorhaben zur Kenntniß der Frau Dr. Förster-Nietzsche zu bringen, und erbat hierzu seine Erlaubniß; diese wurde mir bereitwilligst gegeben. Da ich weder früher noch später mit den Verhandlungen im Nietzsche-Archiv während der Dezembertage irgend Etwas persönlich noch direkt zu thun hatte, auch durch Frau Dr. Förster-Nietzsche über die im Archiv entstandenen Bedenken erst am neunten Dezember 1896 Näheres erfuhr, kann ich natürlich nicht wissen, ob Herr Dr. Steiner über Herrn Dr. Koegels beabsichtigte Forderung Aufklärung erhielt; weil mir aber bekannt ist, daß Herr Dr. Koegel in jenen Tagen bei den zwischen ihm und Dr. Steiner bestehenden tiefgehenden Meinungverschiedenheiten seine Absicht, die Angelegenheit in einem Ehrenhandel zum Austrag zu bringen, keinem Menschen verschwieg, so ist es mir geradezu unbegreiflich, daß Herr Dr. Steiner von der ihm in Aussicht stehenden Forderung nichts gehört haben sollte.

Endlich erkläre ich gegenüber der vom Herrn Dr. Steiner gegebenen Darstellung, nach der Frau Dr. Förster-Nietzsche nur aus persönlichen Gründen gegen Herrn Dr. Koegel eine Aenderung in der Herausgabe der Nietzsche-Werke angestrebt habe: daß Frau Dr. Förster-Nietzsche mir gegenüber niemals die Entlassung des Herrn Dr. Koegel aus dem Nietzsche-Archiv verlangte oder ankündigte; sie hat vielmehr vom Dezember 1896 an nur wiederholt gesagt und geschrieben, sie müsse eine Aenderung der bisherigen ausschließlichen Herausgeberthätigkeit des Herrn Dr. Koegel wünschen, weil sie einen zweiten Herausgeber, der eine wissenschaftliche Ergänzung und Kontrole der Herausgabe in philosophischer Hinsicht leisten sollte, für nöthig halte. Erst als sich Das durch die Erklärungen der Herren Dr. Koegel und Dr. Steiner als unmöglich herauszustellen schien, schrieb mir Frau Dr. Förster-Nietzsche im Dezember: sie sei nun genöthigt, die Herausgabe der Werke ihres Bruders einem Kollegium älterer Gelehrten zu übertragen, so daß sie selbst der ganzen Verantwortung enthoben sei. Dieser Entschluß ließ sich zum großen Bedauern der Frau Dr. Förster-Nietzsche nicht ausführen, doch hat sich ihr Wunsch, mehrere Gelehrte zu gleicher Zeit an der Herausgabe der Werke Nietzsches zu betheiligen, auf andere Weise erfüllt. Es sind jetzt im Nietzsche-Archiv vier Herren angestellt: für die Herausgabe Dr. Ernst Horneffer und Dr. August Horneffer; und für die Entzifferungen Herr Peter Gast und Herr Dr. Arthur Seidl. Vor der Drucklegung sollen die neu herauszugebenden Bände noch mit zwei Autoritäten, einem Philosophen und einem Philologen, sorgfältig durchberathen werden. Die vom Autor selbst herausgegebenen Schriften liegen bereits in mehrfach geprüften und richtig befundenen Ausgaben vor.

Ich bedaure, daß Frau Dr. Förster-Nietzsche bei ihrer rastlosen Sorge um eine vollkommene Ausgabe der Werke ihres Bruders mit so vielen Widerwärtigkeiten und Gegenströmungen zu kämpfen gehabt hat und noch hat, bedaure insbesondere, daß in diesem Kampf auch Briefe der Frau Dr. Förster-Nietzsche an die Verlagsfirma C. G. Naumann, die für die Oeffentlichkeit nicht bestimmt waren, vom Herrn Gustav Naumann, der ihren Inhalt als früherer Mitarbeiter der Firma

C. G. Naumann kennen gelernt hatte, ohne Wissen und Zustimmung der Verlagsfirma in kürzeren Auszügen zum Abdruck gebracht worden sind.

Leipzig. Constantin Georg Naumann,
Mitinhaber der Firma C. G. Naumann.

* * *

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„So hätten wir sie denn, die Lex! Da ich weder Jurist noch ausübender Politiker bin, so kann ich nicht beurtheilen, welchen Werth die Aenderung der vier Paragraphen für die Richter hat; für die Gesellschaft hat sie gar keinen. Der Prostituirten, der Zuhälter und der Kuppler werden nicht weniger werden. Kunsthändler, Lithographen, Drucker, Redakteure und Schriftsteller werden vielleicht mehr Vexationen auszustehen haben als früher, vielleicht auch nicht; denn wie bisher schon Konfiskationen und Verurtheilungen vorgekommen sind, die nach Barbarei schmeckten, so kann umgekehrt ein Windumschlag zur Folge haben, daß solche Vorkommnisse trotz der Verschärfung und Erweiterung des Wortlautes seltener werden. Nicht Worte sinds, was mir Besorgniß eingeflößt und meinen Unwillen erregt hat, sondern die Strömung. Als junger Geistlicher dünkte ich mich mit meiner theologischen Weisheit hoch erhaben über Schiller. Später erfuhr ich aus der Weltgeschichte, daß die europäische Kulturwelt zweimal den Tiefpunkt wüstester Barbarei erreicht hat: im Byzanz der Konstantine und im Deutschland der Ketzer- und Hexenrichter. Beidemal waren die ausschließliche Herrschaft der Orthodoxie und die Abwendung von Natur und Schönheit die Ursache des tiefen Falles. Daraus mußte ich schließen, daß Natur und Aesthetik die unerläßlichen Grundlagen aller höheren und besonders der sittlichen Kultur seien. So war ich wieder bei Schillers ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechtes angelangt. ‚Der Mensch kann sich auf eine doppelte Weise entgegengesetzt sein: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber, verächtlicher als der Wilde, fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu sein. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund und ehrt ihre Freiheit, indem er blos ihre Willkür zügelt'. Der Schönheitsinn, die Freude am Schönen, das Bedürfniß des Schönen sänftigen und bändigen die wilden Naturtriebe, lehren in allen Lagen und Verhältnissen nach dem Gleichmaß streben, erfüllen mit Abscheu vor allem Häßlichen; und häßlich ist das Rohe, das Gemeine, das Gewaltsame, die Grausamkeit und alle ihre Wirkungen. So hat der Schönheitsinn allem Bösen schon vorgebeugt, ehe das Bewußtsein der Pflicht auftaucht, und hat den Boden bereitet, worin höchste und feinste Sittlichkeit Wurzel zu schlagen vermag. Und gerade der geschlechtlichen Sittlichkeit kommt die ästhetische Erziehung am Meisten zu Statten. Während den thierischen Sinn jedes Stück warmen Fleisches reizt, fühlt sich der ästhetisch gebildete Sinn von unschönen Gestalten abgestoßen und wird für ihn dadurch allein schon die Zahl der Versuchungen auf den zehnten Theil beschränkt. Und wo die Begierde erwacht, da liegt ihr, der veredelten und vergeistigten, die That nicht so unmittelbar nah wie der urwüchsig rohen. Und mag die That, wenn sie dann endlich doch begangen wird, Sünde sein: nie wird sie ein gewaltthätiges Verbrechen sein; das von Schmerz ver-

zerrte Antlitz eines widerstrebenden Opfers würde das heftigste Begehren sofort in Abscheu verwandeln. So gehört also die ästhetische Erziehung zu den unerläßlichen Grundlagen der geschlechtlichen Sittlichkeit; und für deren Ausbildung ist es unbedingt nothwendig, daß der junge Mensch die Schönheit des Meisterwerkes des Schöpfers würdigen lerne und mit Ehrfurcht davor erfüllt werde, so daß er jede Verletzung des herrlichen Gebildes als den ärgsten Frevel scheut. Ohne den öfteren Anblick des Menschenleibes in natura oder im Bilde ist Das offenbar nicht möglich, und da — wie die Aeußerungen mancher Centrumsblätter zeigen — die Strömung auf die gänzliche Beseitigung des Nackten aus der Kunst geht, so bedeutet diese Strömung eine Gefahr für die echte Kultur und für die wahre geschlechtliche Sittlichkeit. Nuditäten sollen ‚unkeusche Gedanken und Begierden' erregen! Du lieber Himmel! Als ob diese Gedanken und Begierden auf die Erfindung der Malerei, der Plastik, der Lithographie und Photographie gewartet hätten! Sie haben beim Menschen so wenig darauf gewartet wie bei den Hunden und Pferden. Sie entstehen physiologisch aus den Säften, und wenn ein damit Behafteter den Gegenstand seiner Begierde im Bilde zu sehen bekommt, so bedeutet Das eine harmlose Entladung, eine Scheinbefriedigung, die die Begierde mildert und unter Umständen einer bedenklichen That vorbeugt.

Da es ziemlich lange her ist, daß Reformation und Puritanerthum die katholische Hierarchie zum Bruch mit den Traditionen der italienischen Renaissance gezwungen haben, so weiß man nicht recht, wie es kommt, daß der Sittlichkeitrappel, eine Erbkrankheit der evangelischen Orthodoxen, plötzlich die Centrumspartei befallen hat. Es giebt immer und überall beschränkte Köpfe, die ihre Mitmenschen mit Gewalt und mit den ungeeignetsten Mitteln sittlich machen wollen und die an die Durchführbarkeit ihres Unternehmens aufrichtig glauben. Solche, meinte ich eine Zeit lang, könnten ja zufällig die Oberhand in der Partei gewonnen haben; und nachdem sich diese einmal in die Sache eingelassen habe, erachte sie den Rückzug für schimpflich; daher ihr Eifer und Grimm. Aber nachdem man erfahren hat, daß der eine der beiden führenden Juristen der Partei ein Intimus des Herrn Dasbach ist (die Ohrfeigen hat er ihm ja nicht wegen ‚nicht einwandfreier Machinationen', sondern wegen der Parteistänkereien angeboten), während der andere durch sein Gutachten einen wegen Sittlichkeitverbrechen verfolgten Geistlichen der Strafe zu entziehen gesucht hat, glaube ich nicht mehr an den lauteren Ursprung der Bewegung. Wie es scheint, hat man durch lärmenden Sittlichkeiteifer die Aufmerksamkeit des Publikums von der Thatsache abziehen wollen, daß sich in neuerer Zeit die gerichtsnotorisch werdenden Sittlichkeitverbrechen katholischer Geistlichen wieder häufen. In Centrumsblättern wurde darüber geklagt, daß die Skandalprozesse ‚zweier' bayerischen Geistlichen ausgebeutet worden seien, während die liberale Presse die Verurtheilung zweier Bankiers wegen Mißbrauchs von Kindern theils totgeschwiegen, theils nur kurz erwähnt habe. Das ist doch aber allgemeine Parteipraxis; die Katholiken treten ihre eignen interessanten Fälle auch nicht breit und unterschlagen sie, wo es irgend möglich ist. Dann aber sind in Bayern mehr als zwei Fälle vorgekommen; und in Oesterreich ereignen sie sich haufenweise. Auch liegt doch die Sache beim Bankier anders als beim katholischen Geistlichen. Dem Banklehrling sagt sein Lehrherr nicht, daß er die Keuschheit als seine Standestugend zu erstreben habe; dagegen wird dem Priesteramtskandidaten gesagt, daß er als ein Engel im Fleische wandeln müsse, und mit allen Mitteln geistlicher Rhetorik wird der Glaube in ihm erzeugt, daß seiner die

unterste Hölle warte, wenn er der Fleischeslust nachgiebt. Der Beruf des Bankiers ist, Anderer Geld zu verwalten; daher wird das Publikum mit Recht unruhig, wenn es von Depotunterschlagungen hört, dagegen kann es ihm gleichgiltig sein, ob die Depotverwalter keusch oder unkeusch sind. Die Geistlichen dagegen haben den Beruf, die Menschen tugendhaft zu machen und Kinder zu erziehen; und da kann es dem Publikum nicht gleichgiltig sein, ob viele von ihnen im Punkt der Sittlichkeit unzuverlässig oder verdächtig sind. Die Opfer des Bankiers endlich sind Geschöpfe, die sich ihm selbst verkauft haben oder die ihm von den Eltern verkauft worden sind, die des Geistlichen dagegen Kinder, die ihm die Eltern zur Behütung und Erziehung anvertraut haben. Ich wäre der Letzte, die Vergehungen meiner ehemaligen Amtsbrüder an die Oeffentlichkeit zu zerren; habe Vorrath an Skandalgeschichten genug, mache aber keinen Gebrauch davon. Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Habe ich bis heute nichts Kriminelles begangen, so ist Das nicht mein Verdienst, sondern Gottes Gnade. Wenn ich bei verschiedenen Gelegenheiten härtere Bestrafung der schwersten Sittlichkeitverbrechen gefordert habe, so ist es nicht aus Pharisäismus oder Zelotismus geschehen, sondern, weil bei der göttlichen Milde, die Jesus geübt hat, die bürgerliche Gesellschaft nicht bestehen könnte und weil das Gerechtigkeitgefühl gröblich verletzt und der Rechtssinn heillos verwirrt wird, wenn auf der einen Seite lächerliche Kleinigkeiten, künstlich konstruirte Vergehungen, mitunter sogar edle Handlungen drakonisch bestraft werden, auf der anderen Seite wirklich schwere Verbrecher, die Menschen unglücklich gemacht haben, frei ausgehen oder mit einer leichten Strafe davon kommen. Auch weiß ich, daß es vor ein paar Jahrzehnten viele von ehrlichem Idealismus beseelte Männer unter dem katholischen Klerus Deutschlands gegeben hat (heute wahrscheinlich nicht mehr, denn der Prozentsatz der Idealisten einer Körperschaft bewegt sich umgekehrt wie ihre äußere Macht), wobei jedoch zu bemerken ist, daß Idealismus nicht etwa einen sicheren Schutz vor geschlechtlichen Verirrungen gewährt; im Gegentheil lebt die froschnaturige oder holzklotzartige Spießbürgerseele weit sicherer als die idealistische Feuerseele. Also vor mir wären die Herren sicher; und wo ihnen Unrecht geschieht, wenn man zum Beispiel ihren Jesuiten eben so ungerechter als dummer Weise das Abhalten von Vorträgen verbietet, wird man mich stets an ihrer Seite finden. Aber wenn sie selbst Unrecht verüben, wenn sie Mücken seihen und Kameele verschlucken, wenn sie die gröbsten Verbrechen ihrer Parteiführer und Parteigenossen mit dem Mantel der Liebe zudecken und sich gegen Vergehungen ereifern, die gar keine Vergehungen sind, wenn sie aus Dummheit oder Parteiinteresse zum vorgeblichen Schutze der Sittlichkeit die Kunst gefährden, jene wohlthätige Macht, die den thierischen Trieb ins Gebiet des Menschlichen erhebt und die ihr Huldigenden vor dem Aergsten bewahrt, dann gehört ihnen eine kräftige Ohrfeige."

* * *

Ein bayerischer Richter stimmt in einer Zuschrift an den Herausgeber der „Zukunft" dessen Ansicht bei, daß der Hinweis auf das „normale" Scham- und Sittlichkeitgefühl für die Rechtsprechung keineswegs etwa unerhört oder neu sei. Die „normalmenschliche" Auffassung der Dinge habe von je her in zahlreichen Fällen die Richtschnur für die Judikatur bilden müssen; der Einsender verweist auf ein einschlägiges Urtheil des bayerischen obersten Gerichtshofes vom vierten November 1899. In der That wird man für Begriffe wie: schamver-

letzend, unzüchtig, gröblich, beleidigend, beschimpfend u. s. w immer ergänzend heranziehen müssen, wie die geläuterte, nicht in Mißbräuche verfallene Volksanschauung nach Zeit und Ort sich dazu stellt. Die Maße dafür kann der Gesetzgeber nicht so vorschreiben, wie etwa der Schneider sie für den Rock in der Brieftasche notirt. Es ist ganz unmöglich, durch Einzelbestimmungen im Voraus das Gebiet der Kunst gegen das pornographische Gewerbe abzugrenzen. Das hat offenbar auch der bayerische Minister mit der vielbezeterten, allerdings nicht sehr glücklich formulirten Aeußerung gemeint: Strafgesetze wie die Lex Heinze müßten eine möglichst große „Dehnbarkeit" haben. Eine andere Frage freilich ist, ob ein Bedürfniß für dehnbare neue Paragraphen vorliegt und ob wir deren Handhabung unserer Rechtsprechung anvertrauen wollen.

* * *

Ein Leser erinnert mich, daß ich bei der Schilderung des Kaisers Siegmund, dessen Denkmal neulich in der Puppenallee enthüllt worden ist, einen wichtigen Wesenszug zu erwähnen vergaß. Als dieser merkwürdige, ans Versetzen und Verpfänden gewöhnte Monarch auf einem Konzil das Wort Schisma ins männliche Geschlecht versetzt hatte und darob von einem Erzbischof sanft gerüffelt wurde, soll er den Rügenden hart angelassen und gesagt haben: Ego sum rex Romanus et supra grammaticam. Ungefähr eben so soll ja auch Tiberius gesprochen haben, als ein Vorwitziger ihm sagte, er könne zwar Menschen, doch nicht Wörtern das Bürgerrecht verleihen. Das Geflügelte Wort von dem über den Grammatikerregeln stehenden Kaiser wird aber an den auch sonst höchst glorreichen Namen Siegmunds geknüpft. Künftig kann man sich also Etwas denken, wenn man an dem Denkmal dieses in Gott ruhenden Mädchenjägers und Pfandleiherkunden vorübergeht.

* * *

Zu den Reichsinstitutionen gehören seit ein paar Jahren offenbar auch die kieler und die wiesbadener Woche. Offenbar; sonst wäre es unbegreiflich, daß die Bürger des Reiches mit so ausführlichen Berichten über diese scheinbar nur höfischen Veranstaltungen gefüttert werden. In Kiel herrscht der Wassersport, in Wiesbaden die Kunst. Die glückliche Kurstadt am Neroberg erfreut sich des Besitzes eines Hoftheaters, von dem, seit es unter der Leitung des Herrn von Hülsen steht, sehr viel geredet wird. Erwähnt wurde hier schon, daß auf dieser gebenedeiten Bühne im Lauf eines Spieljahres die nicht ganz unbekannten deutschen Dramatiker Schiller, Goethe, Kleist, Hebbel, Lessing, Grillparzer und Freytag zusammen eben so oft zum Wort kamen wie die Dioskuren Phili Eulenburg und Joseph Lauff. Mehr kann kein billig denkender Schätzer wahrer Dichtergröße verlangen. Da diesmal keine neue Poetenleistung der beiden Titanen zur Verfügung stand, mußten Schiller und Weber dran glauben. Denn in jedem Jahr werden in Wiesbaden Maifestspiele veranstaltet, denen in den Zeitungen dann Hymnen nachgesungen werden. Die Vorbereitungen zu diesem Kunstfest beginnen damit, daß Herr von Hülsen, von dem man bisher nur wußte, daß er als Kartenkünstler, Coupletsänger und Taschenspieler Großes leistet und bei den Proben eine Wagnermütze trägt, sich irgend ein Drama oder eine Oper vornimmt und dieses Werk eines wehrlosen Künstlers „verbessert". Anderswo würde man solche heikle Aufgabe, wenn sie schon unvermeidlich scheint, einem Mann anver-

trauen, den Geist, Bildung, Geschmack und künstlerische Erziehung dazu befähigen. Herr von Hülsen hält sich für den zu solchem Thun berufenen magister artis; wozu also in die Ferne schweifen? Er läßt blendende Dekorationen malen, kostbare Möbel, Kostüme und Requisiten anfertigen, trommelt von besseren Bühnen ein paar Sänger und Mimen zusammen, spart weder das große noch das kleine Himmelslicht, — und das Kunstfest kann beginnen. Da hat Karl Maria von Weber uns den „Oberon" geschenkt, dessen Textbuch nach Wielands Epos von Planché zurechtgezimmert ist. Der Text ist schwach, die Freude an der wundervollen Musik wird durch den albernen Dialog und durch manche Mängel der musikalischen Ausgestaltung getrübt. Aber es handelt sich um das Werk eines Meisters; und wie man nicht daran denken wird, heute etwa die „Zauberflöte" umzuarbeiten, so sollte auch der Gedanke unfaßbar scheinen, Webers Gedicht, das wir seit der Kindheit Tagen lieben, in eine andere Form zu pressen. Soll dennoch ein solcher Versuch gemacht werden, dann müßte die Ausführung Männern anvertraut werden, deren Name schon für die feinste und taktvollste Behandlung bürgt. In Wiesbaden plagt man sich nicht mit Skrupeln und Zweifeln. Herr von Hülsen macht Alles. Er läßt Webers Wunderbau niederreißen und entwirft für den Wiederaufbau höchsteigenhändig einen „Plan", den er dann von Handwerkern ausführen läßt. Herr Lauff wird mit der Herstellung eines neuen Textes beauftragt und sattelt nach dem Befehl den Pegasus zum Patrouillenritt in Webers Märchenland. Hier ein Pröbchen aus seiner Reimschmiede:

Vom Himmel rieseln lichte Silberbäche
Und eitel Perlen glitzern auf der Fluth.
Wie Hyazinthen bläut die weite Fläche,
Auf der die weiße Möwe träumend ruht.
Und auf den Wassern klingts in weichen Tönen:
Die Meerfrau harft, die Weiten stimmen ein,
Ein Liebeshauch, ein Sühnen und Versöhnen
Durchdringt die Welt in ihrem ganzen Sein.
Schon sind im Raum des fernen Ungewissen,
Gleichwie die Kelche leuchtender Narzissen,
Die trauten Sterne schimmernd aufgewacht.
Die Meerfrau harft! In seligem Versinken
Laßt uns die Hoffnung und den Frieden trinken
Aus dieser Fülle der geweihten Nacht.

Hm ... Der Dilettant ist auf der Opernbühne immerhin ungefährlicher als im Schauspielhaus und mag deshalb ruhig harfen, bläuen und sinnlose Phrasen skandiren. Aber es kommt noch schlimmer. Ein Dutzendkapellmeister macht sich über Webers Musik her, ändert, „verbessert", legt Melodramen ein und giebt uns eine Leistung von seinen und des Herrn von Hülsen Gnaden. Gegen solche Verunglimpfung eines großen deutschen Künstlers wird sich, so hofft man, energischer Widerspruch regen; die Kritiker werden sagen, das unvollkommene Werk Webers sei ihnen, als ein organisch entstandenes, zehntausendmal lieber als das Ragout aus der wiesbadener Hofkunstküche. Gott bewahre: die Reporterschaar ist entzückt und verkündet den Ruhm des Intendanten, der „Webers Torso gerettet und unvergeßliche Bühnenbilder geschaffen" habe. Auch wird uns erzählt, ein vom Sultan dem Kaiser geschenktes Album mit „Ansichten der großherrlichen Schlösser" habe bei der Inszenirung eine wichtige Rolle gespielt.

Wir haben jetzt also einen Oberon von Hülsen, Weber & Co. und dieses Produkt türkischer Kunstauffassung wird über ein Kleines den Besuchern sämmtlicher preußischen Hofbühnen zugemuthet werden. Weiter. An Schillers „Demetrius" ist schon furchtbar gesündigt worden; Laubes Verbretterung des Gedichtes ist das Entsetzen der Schillergemeinde. Aber Laube war doch wenigstens ein geschickter Bühnenzimmermann. Herr von Hülsen wählt für sein Kunstfest eine von einer unbescholtenen Dame geleistete Verarbeitung, die an Unverstand, Ungeschmack und Talentlosigkeit nicht zu überbieten ist, aber den — freilich nicht zu unterschätzenden — Vorzug hat, daß sie den Fürst und Volk beglückenden Segen des Gottesgnadenthumes in Bengallicht zeigt. Das ist am Ende doch wichtiger als das psychologische Problem, mit dem der gute Schiller sich quälte. Auch dieses ehrfurchtlose Dilettantenbeginnen wird nicht etwa schroff zurückgewiesen. Nein: Herr Professor Ludwig Pietsch entbindet sich das folgende Satzungethüm: „In Bezug auf äußere Erscheinung, auf die unendlich mannichfaltigen altslavischen Trachten und Waffen jener Staroſten, Wojwoden, Schlachzizen, die Ornate der polnischen Bischöfe und Priester, die Rüstungen der Adlerreitergarden wie auch die schweren Prunkgewänder der Zarin und Zarentochter, die Helme, Platten- und Kettenrüstungen, Schwerter und Beile der russischen Krieger und Palastwächter, die Ordenskleider der russischen Nonnen, die goldstarrenden Mützen und Mäntel der Metropoliten und orthodoxen Priester, die Trachten der Pagen, Hofdamen, Diener und Dienerinnen, Männer und Frauen aus dem Volk war bis auf die geringsten Details Alles und Jedes von unanfechtbarster Echtheit und zugleich mit den wechselnden architektonischen eben so stilechten Schauplätzen jeder Szene in Ton und Farben so zusammengestimmt, daß der Anblick dieser lebendigen Bilder auf der Bühne jedem Künstlerauge nur die innigste Befriedigung gewähren, ja, es nicht selten wahrhaft entzücken mußte." Das liest man in der Kritik eines Gedichtes von Friedrich Schiller. Giebt es irgendwo noch ein kultivirtes Land, wo es möglich wäre, die Werke der größten nationalen Kunstschöpfer so respektlos zu entstellen, so zu Ausstattungstücken herabzuwürdigen? Die Aufgabe eines Bühnenleiters ist, den Geist des Dichters rein zur Geltung zu bringen. Herr von Hülsen überliefert diesen Geist einer Handwerkerschaar vom Schlage der Zettel und Flaut. So ungefähr ist Irving in London, deutschen Hörern zum Graus, mit Goethes Faust umgesprungen; wir spotten über den Niedergang der englischen Bühne, die doch wenigstens den heimischen Genius ehrt, und lassen uns selbst solche Verballhornungen gefallen. Mag der Theatertyrann von Pensionopolis mit Phili und Joseph machen, was er will; von Kunstwerken soll er gefälligst die Finger lassen. Er ist vielleicht ein brauchbarer Dekorateur und Arrangeur; die prunkvolle Ausschmückung des Zuschauerraumes wird ja in den höchsten Tönen gerühmt und der feine Zug, daß die Fanfarenbläser, die den Kaiser beim Eintritt begrüßen, je nach dem Kostüm des darzustellenden Werkes gekleidet sind — türkisch, russisch, friderizianisch u. s. w. —, lobt seinen Ersinner. Sehr dringend aber muß er gebeten werden, vor dem Genius das Fürchten zu lernen. Schiller und Weber sind für Tapeziererversuche wirklich zu gut; sie wenden sich an die wache Phantasie und können die kleinen Luxushandwerkerkünste entbehren, über deren verderbliche Wirkung schon das Urtheil gesprochen worden ist, als sie, weil der unglückliche Bayernkönig Ludwig der Zweite an buntem Bühnenpomp Vergnügen fand, in den schlimm berühmten Separatvorstellungen zum ersten Mal angewandt wurden.

* * *

Aus der Presse von Neu-Byzanz:

I. „Mit den Wiesbadenern freut sich auch der Himmel über den erneuten Besuch des Kaisers. Auch diesen Morgen wieder, bereits um die achte Morgenstunde, machte der Monarch mit Gefolge, Alles gleich ihm in Jägeruniform, einen Ausritt durch das Nerothal nach dem Jagdschloß Platte hin. Auf dem Rückweg spielten sich wieder zwei bemerkenswerthe, für die Leutseligkeit des Kaisers sprechende Szenen ab. Zunächst sah er am Kochbrunnen den karlsruher Kammersänger Nebe, einen der Mitwirkenden der Festspiele. Er nickte ihm freundlich zu und sagte zu seinem Gefolge: ‚Sieh da, der Nebe!‘ In der Wilhelmstraße begegnete ihm Viceadmiral Mensing, der sich bereits in sein Rudersportkostüm gesteckt hatte. Mensing machte Front und der Kaiser ritt näher an ihn heran, ihm auf Englisch ‚Guten Morgen!‘ zurufend und mit Bezug auf die nachmittags geplante Regatta hinzufügend: ‚Prächtiges Wetter heute!‘“ Welche Szene bemerkenswerther war, wird nicht mitgetheilt.

II. „Welchen Mühen sich der Kaiser beim Empfang der zum Großjährigkeitfest nach Berlin gekommenen Fürstlichkeiten unterziehen mußte, lehrt die folgende Zusammenstellung: Am Freitag Vormittag hatte der Kaiser zum Empfange des Kaisers von Oesterreich die Uniform eines österreichischen Generals der Kavallerie mit dem Ordensband des Goldenen Vließes und des Stefans-Ordens angelegt. Nachmittags um 5 Uhr 8 Minuten empfing er den Kronprinzen von Italien im Anhalter Bahnhof in kleiner preußischer Generalsuniform mit dem Bande des Annunziaten-Ordens. Die preußische Uniform bei diesem Emfang wird offiziös damit erklärt, daß nach italienischem Gesetz die Verleihung italienischer Regimenter an fremde Fürsten nicht statthaft ist. Beim Empfang des Herzogs von York im Potsdamer Bahnhof um 7 Uhr 10 Minuten erschien der Kaiser in der Uniform des ersten preußischen Dragonerregiments, bei dem der Herzog à la suite geführt wird, mit dem Bande des Schwarzen Adler-Ordens. Abends beim Zapfenstreich trug der Kaiser wiederum österreichische Uniform. Die Musikaufführung war um 10 Uhr zu Ende und zum Empfang des Großfürsten Konstantin von Rußland um 10 Uhr 55 Minuten erschien der Kaiser im Bahnhof Friedrichstraße in russischer Uniform.“

* * *

Merkwürdige Meldungen kommen aus Bayern. Zuerst veröffentlichte der Freiherr von Thüngen-Roßbach, dessen Briefwechsel mit Bismarck einst den Uebergang zur Schutzzollpolitik einleitete, einen muthigen, durch die leidenschaftliche Schroffheit des Tones auffallenden Protest gegen das vom Kaiser an den Vicekönig von Indien gesandte Telegramm. Der Behauptung des Freiherrn, seine Ansicht werde von der weit überwiegenden Mehrheit der Bayern getheilt, wird kein Wahrhaftiger widersprechen können. Dann hielt Prinz Ludwig von Bayern eine Rede, in der er sagte, das Deutsche Reich sei „eben so mit bayerischem Blut wie mit dem Blut anderer deutschen Stämme zusammengeschweißt“ und die Bayern brauchten deshalb auch die Zugehörigkeit zum Reich nicht als ein Gnadengeschenk zu betrachten. Diese Rede mußte Aufsehen erregen; sie wurde auf sehr verschiedene Art glossirt. Gegen diese Glossen wandte sich ein paar Tage später Prinz Ludwig mit Andeutungen, die leider kaum noch mißverstanden werden können. Der Mann, der berufen ist, die Krone des zweitgrößten deutschen Bundesstaates zu tragen, findet, Wortlaut und Geist der Reichsverfassung würden nicht genügend beachtet. Er sagt: „Die Reichsverfassung beruht auf den Verträgen, die nach einem siegreichen Krieg der da-

malige Norddeutsche Bund mit den verbündeten und mit-siegreichen süddeutschen Staaten abgeschlossen hat. Wenn die deutsche Verfassung besser bekannt wäre, so würde man gar viele falsche Ansichten in Reden und Schriften nicht hören und lesen. Ich nenne mit Absicht keine Namen" ... Ungefähr das Selbe hat Bismarck in seinen letzten Lebensjahren sehr oft gesagt; immer wieder hielt er es für nöthig, vor jeder Verletzung des Geistes der Reichsverfassung nachdrücklich zu warnen. Daß nun auch ein süddeutscher Fürst so sprechen zu müssen glaubt, ist ein Symptom, dem man sehr ernsthaft nachdenken sollte. Als der Bayernprinz sich 1896 in Moskau gegen die Zumuthung, dem „Gefolge" des Prinzen Heinrich anzugehören, energisch verwahrt hatte, sagte Bismarck, gegen die Rede sei nichts einzuwenden, nur sei zu bedauern, daß nicht Prinz Heinrich von Preußen selbst sie gehalten habe. Auch jetzt wird man nur bedauern können, daß die Mahnung, sich im Rahmen der Reichsverfassung zu halten, gerade von einem Süddeutschen ausgehen mußte. Prinz Ludwig ist kein Partikularist; er giebt dem Reich gern, was des Reiches ist, und hat in einer früheren Rede mit zärtlicher Ehrfurcht von dem alten Kaiser Wilhelm gesprochen, dessen bescheidenes Wesen er damals rühmte. Wenn ein solcher, schon alternder Mann dreimal im selben Sinn die Stimme erhebt, dann muß er gewichtige Gründe haben, die ihn zum Reden zwingen. Und diese Gründe braucht man nicht lange zu suchen. Gemiethete Beschwichtiger werden uns bald erzählen, es habe sich um ein Mißverständniß, eine schon wieder beseitigte Verstimmung gehandelt, und vielleicht wird auch der Prinz, um dem Gewisper der Fremden ein Ende zu machen, die Wirkung seiner Worte abzuschwächen versuchen. Seine Landsleute aber haben ihn sehr gut verstanden; sie kennen die Stimmung der Bundesfürsten nicht erst seit vorgestern. Männer, deren Geschlechter manchmal tiefer in der Geschichte wurzeln als die Hohenzollern und die seit Jahrzehnten sich still um das Wohl ihrer Völker mühen, sehen sich nun von der leuchtenden Kaisergloriole völlig verdunkelt. Niemand spricht von ihnen, Niemand traut ihnen auf die Geschicke des Landes, dem sie doch gemeinsam die Einheit schufen, entscheidenden oder auch nur mitbestimmenden Einfluß zu; sie scheinen nur noch vorhanden zu sein, um bei festlichen Anlässen sich um den Thron des Einen zu schaaren, der mit seinen Worten und Willensregungen die Welt erfüllt, und sie merken, wie das Ausland mehr und mehr dahin kommt, das Deutsche Reich für einen höchst persönlich regirten Einheitstaat zu halten. Nicht die Stellung der Fürsten hat sich im Grunde verändert, aber der Kaiserfaktor ist stärker geworden, er lenkt in der Runde Aller Augen auf sich und läßt die sehr beträchtlichen Nenner, die ihn umgeben, aus der Ferne wie leere Nullen erscheinen. Im Innersten hat sich das Machtverhältniß gewandelt und die im äußeren Ansehen Geminderten spüren die Gefahr dieses Wechsels. Der Kaiser, der gewiß in bester Absicht sein Amt versieht, ahnt von diesen Stimmungen wohl nichts und sein Gesinde verschweigt sie ihm. Die Bundesfürsten aber zittern nicht nur in Bayern vielleicht vor der Stunde, wo von ihnen, den angestammten Herrschern, Rechenschaft für Thaten verlangt werden wird, an deren Planen sie gar nicht mitgewirkt haben. Ehe es zu spät wird, sollte man sich bemühen, ihnen die Gewähr zu geben, daß nichts sich seit dem Tage verändert hat, da Wilhelm der Erste in taktvoller Würde sich weigerte, bei der Krönung im versailler Spiegelsaal auch nur um eine einzige Stufe höher zu stehen als die anderen Bundesfürsten.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.